

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erschint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mark. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit dem „Sonntags-Blatt“ 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreislifte für 1888 unter Nr. 819.)

Insertionsgebühr

beträgt für die 4 gespaltete Zeile oder deren Raum 25 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Genthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Die Neugründung der sozialdemokratischen Partei in der Schweiz.

Wir haben vor einiger Zeit in einem besonderen Artikel die Sozialdemokratie in der Schweiz behandelt und sind dabei zu dem Schlusse gelangt, daß das Bestehen einer an sich abgeschlossenen sozialdemokratischen Partei neben dem Schutzbund und dem Arbeiterbund mit seinen 100 000 Mitgliedern als überflüssig erscheint. Der vorragende schweizerische Genossen sind nun in dieser Frage einer anderen Ansicht und haben bereits bei der vor einigen Wochen in Karau stattgefundenen Konferenz den Sieg über die entgegengelegte Meinung davongetragen und Beschluß in diesem Sinne erzielt. Der energischste Förderer und auch der Leiter der auf eine Neugründung der sozialdemokratischen Partei gerichteten Bestrebungen, Herr Adoolat Sieber in Bern, scheidet keine Mühe, dieses Ziel zu erreichen, wie es wohl hauptsächlich auch seinen Bemühungen zu verdanken ist, daß auf Sonntag, den 21. Oktober, ein Kongress der sozialistischen Arbeiter und ihrer Organisationen nach Bern einberufen ist.

Immerhin verheißt man sich in den sozialistischen Kreisen nicht, daß es ausdauernder Energie und gewaltiger Anstrengungen bedarf, um Ersprießliches zu schaffen. Freilich, die Gründung ist schnell erfolgt, aber das Begründete zu erhalten, auszubauen und vorwärts zu bringen, erfordert viel Arbeit.

Günstiger als jemals ist für die Bildung einer Parteiorganisation allerding der Boden gerade jetzt. Die Thaten des Bundesrates in jüngster Zeit und die dadurch hervorgerufene Erbitterung in den weitesten Kreisen des Schweizervolks kommen dem Vorhaben der Sozialdemokraten sehr zu nützen. Außerdem ist hinzugekommen der reaktionäre Versuch eines Theiles der Grütlianer, die Ausländer selbst von der passiven Rivalität auszuschließen und dadurch Stellung in die Reihen der organisierten Arbeiterschaft zu erlangen. Obgleich der Antrag zurückgewiesen wurde, sind doch viele hervorragende Genossen sehr unangenehm davon berührt und einer selbstständigen sozialdemokratischen Partei zugehört worden. Ferner hat diesen Stimmungswechsel auch die Ablehnung der obligatorischen Beiträge in die Reservekasse zum guten Theil bewirkt. Zudem hat die bisherige Parteiorganisation trotz ihrer Mangelhaftigkeit eine gewisse Anzahl von Genossen in verschiedenen Orten umfasst, die den Anhang sicherlich erleichtern. Diese sind es aber auch, die unabhängig von den übrigen Organisationen politisch tätig sein wollen und dazu die Partei am geeignetsten halten. Nicht zum wenigsten kommt dem sozialdemokratischen

Projekt auch das mehr oder weniger unbefriedigende Parteileben im allgemeinen zu Gute. Ein sozialdemokratisches Blatt sagt hierüber treffend: „Unser ganzes Parteileben bietet ein höchst verworrenes Bild dar. Von kräftigem, zielbewusstem Handeln ist selten eine Spur zu finden. Die einzelnen Parteien und Fraktionen vermögen sich oft über die nächstliegenden Fragen nicht zu einigen. Die meisten unter ihnen zeigen alle Merkmale des Dreißigjährigen Krieges; sie gehen, allerdings langsam, ihrer Auflösung entgegen. Neue Parteibildungen sind unvermeidlich, soll das Parteileben ein gesünderes, ein regeres werden und soll man über die Bestrebungen jeder einzelnen Partei wieder ein scharfes Bild gewinnen können. Künstlich lassen sich neue Parteien allerdings nicht aufbauen. Die Anschauungen, die ihnen zu Grunde liegen sollen, müssen erst in einem namhaften Theile des Volkes Boden gefast haben. Und die Kardinalfrage, zu der in der Gegenwart jede neue Partei, um lebensfähig zu sein, und jede bestehende Partei, die in ihrer bisherigen Gestalt weiter bestehen will, Stellung nehmen muß, ist unstreitig die soziale Frage. Es ist der Sozialismus, für oder gegen den sich in nächster Zukunft jede Partei und jede Zweifelhafte auszusprechen hat. Daß die große Masse des Volkes, ja selbst politisch hervorragende thätige Persönlichkeiten sich hierüber noch nicht entschieden haben, ist die Hauptursache unseres verworrenen Parteilebens.“

Unter diesen Umständen ist unverkennbar die Gründung einer neuen Partei, namentlich mit einem konsequenten, sozialdemokratischen Programm nicht so ganz aussichtslos. Sie erscheint in dem politischen Betriebe als ein neuer Krystallisationspunkt und wird daher unvermeidlich, sobald sie nur einigen Einfluß gewonnen, in den alten Parteien und ihrer latenten Veränderungen hervorrufen. Die gegenwärtigen fortschrittlichen Parteien, die sich in dem einen Kanton demokratisch, im anderen freisinnig und im dritten radikal nennen, werden dazu gedrängt werden, eine Schwenkung nach links zu machen, welche tatsächliche Veränderung zweifellos den Abfall der unentschiedenen, vom Geldsakinteresse beherrschten Elemente und deren Uebergang zu der liberalen und konservativen Partei zur Folge haben wird. Die demokratische Fraktion wird durch Annäherung an die sozialdemokratische Partei an Radikalismus und Entschiedenheit gewinnen. Auch die dann vereinigten liberalen und konservativen Parteigruppen werden voraussichtlich auch praktisch in Arbeiterfreundlichkeit machen, um politischen Bauernfang zu treiben, aber sie werden in bestimmten Fragen noch viel reaktionärer werden, als sie gegenwärtig sind. Freilich wird auf diese voraussetzlichen Parteiveränderungen von wesentlichem Einflusse die numerische Stärke der neuen Partei sein. Wie sich diese gestalten wird, darüber stellt der „Arbeiterfreund“ eine interessante Betrachtung an.

„Die Frage — sagt das genannte Blatt — ist nun bloß noch die: Zählt die Sozialdemokratie in der Schweiz bereits so viel Anhänger, daß sich die Gründung einer besonderen sozialdemokratischen Partei wirklich der Mühe lohnt? Wir glauben entschieden ja. Der sozialistische Same ist ersichtlich schon mancherorts und bei vielen in unserm Lande auf fruchtbaren Boden gefallen. Unter der Zahl der in Gewerkschaften, sowie in Grütli- und Arbeitervereinen vereinigten schweizerischen Arbeiter, aus denen, vorläufig wenigstens, nach Lage der Dinge die Sozialdemokratie ihr Hauptkontingent rekrutirt, ist bereits ein erklecklicher Theil sozialdemokratisch gesinnt. Bereits tritt auch da und dort einer aus den sogenannten Besseren, den „gebildeteren“ Ständen der sozialistischen Bewegung bei und noch manche ihrer Standesgenossen, wenn auch nicht so viele, als Optimisten unter uns vielleicht zu glauben geneigt sind, werden in Bälde ihrem Beispiel folgen. Würden im Anfang auch nur etwa 2000 überzeugte Männer einer neu zu gründenden sozialdemokratischen Partei formell beitreten, so wäre doch ein Stolz vorhanden, auf dem sich die Partei mit relativer Leichtigkeit weiter bilden ließe. Ist erst einmal die Partei in Thätigkeit, werden sich ihr nach und nach sicherlich viele anschließen, die bei den alten Parteien das Streben, die herrschenden Uebelstände zu beseitigen und hiezu nöthigenfalls die radikalsten Mittel — die man, nebenbei bemerkt, auch auf gesetzgeberischem Wege anwenden kann — nicht zu scheuen, vergebens gesucht haben.“

Man ersieht aus diesen Betrachtungen, daß die Auffassung der schweizerischen Sozialdemokraten über die Entwicklung der neu zu gründenden Partei eine sehr nüchterne ist, keineswegs überschwänglich; sie rechnet vollständig mit den realen Verhältnissen. Das Gleiche läßt sich sagen über das vom Aktionskomitee in Bern versandte Einladungs-schreiben zum Kongress, in dem es u. a. heißt: „Die Arbeiterpartei der Schweiz war bis jetzt einerseits eine propagandistische, andererseits bei allen praktischen Fragen mit wenigen Ausnahmen ein Anhängsel der übrigen bürgerlichen Parteien.“ — Wie richtig die letztere Behauptung ist, beweist der Umstand, daß es uns in der Schweiz, in dem Lande mit den freiesten Institutionen und unbeschränktem Wahlrecht, noch nicht einmal gelungen ist, einen einzigen Vertreter in den Nationalrath zu senden. Versuche dazu sind in letzter Zeit vereinzelt gemacht worden, aber ohne den erwünschten Erfolg.

Wir haben die Ueberzeugung und den Glauben, daß diese Verhältnisse sich ändern sollen. Es muß in der Schweiz eine Partei möglich sein, welche die Lösung der sozialen Frage, die Befreiung des Lohnarbeiters von den ihn drückenden Fesseln auf ihre Fahne schreibt, dieses Ziel aber nicht nur auf dem Wege der Propaganda, sondern auf dem der praktischen Politik zu erreichen sucht.

Feuilleton.

Die Ritter der Arbeit.

Aus dem Amerikanischen des Jor.

Uebersetzt von Natalie Liebknecht.

„Ihr Vater, mein Junge, befand sich augenscheinlich wohl und er sagte mir, daß auch die Familie wohl sei. Er sagte, er habe hinreichend zu thun und sah so glatt und wohlgenährt aus wie ein gut gefüttertes und geistreiches Pferd. Der alte Mann muß in gutem Futter stehen, er ist aber besorgt um Sie und meint, die Hauptaufgabe sei eine Lasterhöhle und so weiter. Aber Donner- wetter, ich setze ihm den Kopf zurecht, obgleich ich nicht die schlechteste Ahnung davon habe, was Sie gemacht haben, seit Sie hier sind. Nebenbei gesagt, der alte Mann spielt eine hervorragende Rolle in einer neuen Arbeiterorganisation, welche „die Ritter der Arbeit“ genannt wird. Ich rief ihm, auszutreten und glaube, es würde gut sein, wenn Sie ihm schreiben und andeuten, daß es nicht sehr vernünftig ist, dieser Organisation anzugehören.“

„Aber General, ich selbst gehöre dem Orden an.“
„Was! Das ist ja eine höllische Geschichte. Der Teufel soll mich holen, wenn Sie Ihre Stelle behalten. Wissen Sie nicht, Harry, daß nicht das mindeste Gute aus dieser Organisation, wie diese, kommen kann.“
„Warum nicht, General?“

„Weil eine solche Organisation den Geist nicht erhebt, mein Junge die Moral nicht läutert. Diese Leute streben über ihre Verhältnisse hinaus. Sie machen sich an, Klassen zu thun, die sie nachahmen sollten. Denken Sie sich nur den Unsin, mein Junge, daß Arbeiter in dieser großen amerikanischen Republik die Unverschämtheit haben, einen Klassenunterschied zu machen und zu sagen Bankiers und Advokaten seien nicht gut genug, um mit ihnen zu ver-

kehren.“ So, mein patriotisches Blut kocht vor Entrüstung, wenn ich daran denke. Ich vermute, Harry, Sie wußten nicht, welcher Art von Gesellschaft Sie sich angeschlossen hatten.“

„Oh ja, General, ich wußte es sehr genau, und ich bin überzeugt, die Arbeiter sind auf dem besten Wege, soweit es sich um die Ritter der Arbeit handelt.“

„Kämpfen Sie Ihre Nase über das Futter, von welchem die Söhne niedrig geborne Eltern während hundert Jahre der Freiheit und Gleichheit gelebt haben und gut und glücklich gelebt haben? Haben Sie nicht den Ehrgeiz, ein großer reicher Advokat oder Bankier zu werden? Betrachten Sie doch einen Augenblick die erstaunlichen Gelegenheiten zum Emporkommen, die ein junger Mann wie Sie, in diesem unserem Vaterlande hat! Denken Sie an die Millionäre, die sich durch ihre eigenen Anstrengungen aus der arbeitenden Klasse emporgehoben haben! Nichten Sie Ihre Kraft darauf, mein junger Freund, sich über Ihre Klasse zu erheben.“

„Aber, General, warum soll ich mich über meine Klasse zu erheben suchen? Ich habe Sie selbst in den beredtesten Ausdrücken über das Ehrenvolle der körperlichen Arbeit sprechen hören.“

„D, gewiß habe ich so gesprochen, mein Junge, das war aber auf der Wahltagation, — Sie verstehen mich. Ich war Kandidat und die Kerle haben das Stimmrecht. Ja, die Arbeit ist ehrenhaft für die Klasse, welche berufen ist, sie zu verrichten, allein was Sie betrifft, so hatte ich gehofft, ich würde in Ihnen den Ehrgeiz erwecken, aus Ihrer Klasse herauszukommen. Nachdem Sie sich einmal 40 000 oder 50 000 Doll. das Jahr¹⁾ verdient haben, werden Sie die Arbeit noch immer ehrenvoll finden, nur in einem an-

¹⁾ Es ist dies eine Bestimmung der Ordensstatuten. Die Advokaten haben in Amerika einen noch schlechteren Ruf als in Europa — und, seltene Ausnahmen abgerechnet, nicht mit Unrecht.
²⁾ D. h. jährliches Einkommen.

deren Sinne. Denken Sie sich, kann ein Mann noch arbeiten, nachdem er Präsident der Vereinigten Staaten gewesen ist? Vergessen Sie nicht, welche Teufelsmühe wir in den letzten Jahren gehabt haben, um die Würde des Ex-Präsidenten aufrecht zu erhalten. Warten Sie nur, wir werden Ihnen bald große Pensionen zu zahlen haben, damit Sie Ihre Hände nicht mit Arbeit zu besteden haben.“

„Ich glaube nicht, General, daß es einen Ex-Präsidenten entwürdigende Würde, wenn er für seinen Lebensunterhalt arbeitet.“

„Den Denker auch! Der Bursche bekommt schon Teufelsideen in den Kopf — sozialistisches und kommunistisches Zeug. Aber davon will ich mit Ihnen nicht reden. Ich habe das Programm Ihrer Gesellschaft gelesen und ich kann nicht sagen, daß ich die Prinzipien ganz verstehe; ich weiß, Sie verlangen von dem Staat und der Nation Gesehe, die keine der großen Parteien bewilligen kann. Und wenn Ihr Leuten solche Prinzipien diskutirt und in Euren Versammlungen darüber nachdenkt, dann werdet Ihr ganz verwirrt in Bezug auf das richtige Wählen. Fast alle Wähler in meinem Wahlkreis sind Arbeiter, und wenn dieser Unsin sich ausbreitet und sie dieses Programm verschlucken, werde ich unendliche Mühe haben, sie wieder auf den richtigen Weg zu bringen. Der Teufel soll die Kerle holen! Diese Ritter scheinen den Korruptionen sehr feind zu sein, und was hat denn den Haupttruhm unserer großen Republik während der letzten fünfundsiebenzig Jahre ausgemacht, wenn es nicht das große und edle Werk der Korruptionen ist? Denken Sie an die riesigen Fortschritte — ah, — herein! Wie hübsch von Ihnen, Kapitän Barnum, daß Sie mich besuchen — wie geht es Ihnen? Nehmen Sie Platz. Nicht gehen, Harry! Doch? Nun denn, nehmen Sie sich in Acht, mein Junge. Uebersetzen Sie wohl, was ich gesagt habe, und kommen Sie wieder, wenn ich mehr Mühe habe, Ihnen Ihre Regereien auszutreiben. Leben Sie wohl.“

Mein lieber Kapitän, da geht ein fast ganz prächtiger Feuerkopf, den ich soeben aus den Höllenflammen des

Original-Korrespondenzen.

Hamburg, 10. Oktober. Es ist ein schlechter Trost, wenn nach Monaten das Verbot einer Druckschrift durch Entscheidung der Reichskommission wieder aufgehoben wird, wie solches in letzter Woche gegenüber dem hier früher herausgegebenen gewerkschaftlichen Blatte „Der neue Bauhandwerker“, dem in Bremen erschienenen „Bremser Volksblatt“ und dem von den streikenden Tischlern in Hamburg herausgegebenen Flugblatte: „An die Bevölkerung von Hamburg und Umgegend. Zur Aufklärung in Sachen des Hamburger Tischlerstreiks“, geschah. Den Schaden haben die Herausgeber allemal weg! „Der Neue Bauhandwerker“ ist, nachdem die geschäftliche Störung überwunden, durch ein anderes Organ, „Der Grundstein“ ersetzt worden und wird wahrscheinlich nicht mehr das Licht des Tages auf Neue erblicken. Das „Bremser Volksblatt“ ist durch ein anderes Blatt in ähnlichem Sinne dort gar nicht ersetzt worden und wird auch schwerlich seine Wiederaufnahme finden; sein damaliger Redakteur Julius Fuchs kann noch von Glück sagen, daß er, obwohl das Verbot nach Ausfertigung der Reichskommission ein ungerechtfertigtes war, nur mit knapper Noth der Ausweisung entging. Das Flugblatt der Hamburger Tischler hat durch sein Verbot und seine Beschlagnehmung auch den größten Theil seines beabsichtigten Zweckes der berechtigten Abwehr von Angriffen der Bourgeoiszeitungen und Klarstellung der Sachlage verfehlt. Die zu Ministerialur gewordenen Schriften können die Betreffenden, wenn sie es für der Mühe werth halten, sich von der Polizei wieder ausbitten und selber abholen, zu irgend welchem Schadenersatz-Ansprüche sind sie in keiner Weise berechtigt. Ganz angenehm mag es unserer Polizeibehörde vielleicht nicht sein, wenn ihr in Bezug auf das Tischler-Flugblatt mit dürren Worten von Herrn Hertsch gefagt wird: „Die angefochtene Verbotserfüllung mußte demnach als gesetzlich nicht begründet wieder aufgehoben werden.“ Wird nun aber, so fragen sich manche, auch die Praxis der Polizeibehörden gegenüber der Arbeiterpresse eine vorsichtiger werden? Ich glaube, man wird hinforsich nur um so mehr Mühe geben, irgend ein Verbot „gesetzlich zu begründen“, im übrigen wird die Praxis wohl dieselbe bleiben. Wie aber stellt diese sich dar?

Jugend ein junger Referendar, frisch von der Universität, der sich erst eine besoldete Stellung erarbeiten muß, bekommt als Refektor die Ueberwachung der Arbeiterpresse zugetheilt. „Aha“, denkt er, „das ist mein Fach, nur schneidig, dann kommst Du vorwärts!“ Arbeitervereine, Fachvereine, gewerkschaftliche Verbände, sozialistische Gehirnbündel, das sind in seinem Geiste geometrische Figuren, die einander decken. Was Sozialismus ist, das weiß er. In allen Lesebüchern der höheren Schulen steht es ja zu lesen. Nehmen wir z. B. ein Buch mit dem unschuldigen Titel: „Erläuterungen deutscher Dichtungen“ von E. Gude, so finden wir bei Besprechung des Schiller'schen Gedichtes „Der Spaziergang“ folgende Stelle:

„Das entworfen trübe Bild enthält eine ernste Mahnung für alle Zeiten, auch für die unsrige. Wird nicht unsere ganze Kultur in Frage gestellt, wenn die Lehren des Kommunismus und des Sozialismus, Lehren wie Aufhebung des Privatbesitzes, Aufhebung der Ehe, der Klassen- und Standesunterschiede zur Herrschaft gelangen sollten? oder wenn die Institution des Staates und seine Beziehungen nach Außen von dem Willen einer blinden Menge abhängig gemacht werden?“

Solche und andere dem ähnliche Pädagogenafterweisheit spult dem jungen Herrn Referendar im Kopfe; also was dem Sozialistengefahre nach zu verbieten ist, das weiß er ganz genau, und nun geht es unerbittlich über die armen Blätter der Arbeiter her. Jede Stelle, in welcher sie sich gegen ungerathene Angriffe ihrer Gegner, des sind die Gefinnungsgenossen des Referendar, mit scharfen Worten vertheidigen, jedes Wort, welches vielleicht etwas pointirt die Gegensätze von Weisheit und Nichtweisheit hervorhebt, wird untersäumt mit Holzstift vermerkt, um dann dem Chef unterbreitet zu werden. Dieser, viel zu beschäftigt, um ganze Zeitartikel im Zusammenhange, geschweige denn ganze Broschüren durchlesen zu können, ist natürlich einseitig über die roth markirten Sätze und giebt Ordre zur Begründung des Verbotes, nachdem die Beschlagnahme sofort schon erfolgte. Und nun kann der Referendar als zukünftiger Staatsanwalt sein Licht leuchten lassen und in juristischer Beweisführung die Schändlichkeit des fraglichen Verbotsergebnisses darthun. Je schneidiger er vorgeht, desto sicherer die Beförderung! So ungefähr war es bisher und die Refikulation, welche in vereinzelten Fällen abseiten der Reichskommission erfolgt, wird an der bisher geübten Polizeipraxis schwerlich etwas ändern.

Die Lohgerber sind hier zur Erringung der zehnstündigen Arbeitszeit im Streik begriffen. Bezug nach Hamburg-Altona und Umgegend ist fern zu halten.

Politische Uebersicht.

Etiquettenfragen spielen bekanntlich auch heut zu Tage noch eine Rolle, obgleich es Mode geworden ist, sich über die

Etiquettenstreitigkeiten „der guten alten Zeit“ lustig zu machen. Gegenwärtig z. B. beschäftigen sich unsere Offiziösen sehr lebhaft mit der Frage, ob der französische Gesandte in Rom bei der Ankunft des deutschen Kaisers auf seinem Posten sein und an den Empfangsfeierlichkeiten Theil nehmen wird. Und die Kämpfpatrioten, die jetzt das große Wort führen, stellen sicher für den Fall, daß der französische Gesandte nicht anwohnen sollte, einen diplomatischen Boykott gegen die französische Republik in Aussicht. Die biedereren Herren scheinen keine Ahnung davon zu haben, daß sie sich in rührender Uebereinstimmung mit den französischen Radikalen befinden. Diese verfechten nämlich seit längerer Zeit den Gedanken, eine Republik, welche den Namen verdient, sei von Monarchien, die unter mehr oder weniger persönlichem Regiment stehen, durch eine so breite prinzipielle Kluft von einander getrennt, daß ein diplomatischer Verkehr ohne ein Opfer der demokratischen Prinzipien überhaupt nicht möglich ist. Sollten unsere patriotischen Heißhörner ihr Gepolter fortsetzen, so würden sie den französischen Radikalen nur Wasser auf die Mühle leiten und vielleicht eine Maßregel beschleunigen, die schließlich keine anderen Folgen haben würde, als die vollkommene Ueberflüssigkeit der internationalen Diplomatie, wie sie heute organisiert ist, zu beweisen. Die Beziehungen Frankreichs zu Deutschland würden unter der Maßregel sicherlich nicht leiden.

Die Aufhebung des Verbots des ferneren Erscheinens des „Neuen Bauhandwerker“ betreffend, hat die Reichskommission folgende Entscheidung getroffen:

Berlin, den 29. September 1888.

Auf die Beschwerde des verantwortlichen Redakteurs und Herausgebers der periodischen Druckschrift: „Der Neue Bauhandwerker“, Dr. an z. B. Betretung der geistigen und materiellen Interessen der Bauhandwerker Deutschlands, gegen die Verfügung der Polizeibehörde der freien und Hanse-Stadt Hamburg vom 4. April 1888, betreffend das Verbot der Nr. 50 des zweiten Jahrgangs, sowie des ferneren Erscheinens der gedachten Druckschrift, hat die Reichskommission in ihrer heutigen Sitzung dahin entschieden:

daß die Beschwerde, insofern sie das Spezialverbot der Nr. 50 der gedachten Druckschrift betrifft, als unbegründet zurückzuweisen, daß dagegen das Verbot des ferneren Erscheinens der Druckschrift aufzuheben.

Die angefochtene Verbotserfüllung führt zu dem Resultat, daß der Zeitartikel der Nr. 50 mit der Ueberschrift: „Moderne Sklavennacht“ einen angeblich von der Gemeindefammar zu Oppeln gebrauchten, ungewöhnlich nur auf lokale Verhältnisse und spezielle Mißstände bezüglichen Ausdruck als Anlaß benutzte, um daran einen allgemeinen, besonders gebührenden Angriff gegen die Arbeitgeber und in letzter Linie gegen die ganze bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung zu knüpfen. Die einheimischen Arbeitgeber — so wird weiter ausgeführt — seien völlig berechtigt, dem vereinten Bestreben der einheimischen Arbeiter, durch Arbeitseinstellungen, Fernhalten des Zugewanderten Arbeiter und andere gesetzlich nicht verbotene Mittel unbillige Lohnbedingungen zu erzwingen, durch Heranziehung auswärtiger Arbeiter und Vermehrung des Angebots von Arbeitskräften wirksam entgegen zu treten. Wenn nun dieses erlaubte Gegenmittel in dem gedachten Zeitartikel als eine schändliche, das deutsche Nationalgefühl verletzende Maßregel und als ein gemeingefährliches, schlimmes Maß erachtet, „Sklavennacht“ gebremst und gegen dasselbe im Interesse einer friedlichen Lösung der Arbeiterfrage der Schutz der Gesetzgebung angerufen werde, so lasse sich darin eine den Klassen- und Gesellschaftsordnung gerichtete und den öffentlichen Frieden, insbesondere die Eintracht der Bevölkerung, offen gefährdende, sozialdemokratische Bestrebungen klar erkennen.

Diesen Ausführungen kann im Wesentlichen nur beigetreten werden.

Vergebens sucht die Beschwerdeschrift dagegen auszuführen, daß es sich in dem fraglichen Zeitartikel nicht um einen Kampf gegen das „Antichristenthum“ überhaupt, sondern nur um die Zurückweisung, beziehungsweise auf legalen Wege zu erstrebende Beseitigung eines von „einem Theile der Unternehmern“ getriebenen Mißbrauchs der wirtschaftlichen Freiheit durch Massenwerbung ausländischer Arbeitskräfte handele, — eines Mißbrauchs, der, wie der Zeitartikel ausdrücklich besage, nicht dazu beitragen könne, die berechtigten Wünsche nach Förderung des sozialen Friedens zu erfüllen. Nur gegen diesen Mißbrauch werde am Schlusse des Artikels im Interesse der Wohlfahrt und Ehre der arbeitenden Klasse und im Interesse einer friedlichen Lösung der Arbeiterfrage der Schutz der Gesetzgebung angerufen. Diese Ausführung ist jedoch mit der allgemeinen Polmil gegen die Heranziehung auswärtiger Arbeitskräfte und mit der Beschränkung der fremden Arbeiter als „Sklaven“ und „billige ausländische Waare“ nicht wohl vereinbar. Der Zeitartikel verfolgt vielmehr offenbar ganz andere und weitergehende Zwecke und Ziele, als die vom Beschwerdeführer angegedeuteten. Wenn auch jede Bestrebung, welche nur den Zweck hat, die Lage der Arbeiter in billiger Weise zu verbessern, insbesondere dem Arbeiter einen höheren Antheil an den Erzeugnissen der Industrie zu verschaffen, und

die Arbeitszeit nach Möglichkeit zu verkürzen, unbedenklich, von e unterstützt ist, so fällt doch der in dem Zeitartikel zu findende Bestrebende Versuch, die einheimischen Arbeitgeber gegen alle die maßlosten Ansprüche ihrer einheimischen Arbeiter wachlos zu machen und jede erlaubte Abwehr selbst geundbilligsten Anforderungen als ein gemeingefährliches, marktweiden“ zu bezeichnen, ebenso unbedenklich unter des sichts punkt unerschauer sozialdemokratischer Bestrebungen.

Das Verbot der Nummer 50 des „Neuen Bauhandwerker“ erscheint daher nach § 11 des Gesetzes vom 21. Oktober 1874 völlig gerechtfertigt.

Dagegen erscheint das Verbot des ferneren Erscheinens der gedachten Druckschrift nicht genügend motivirt. In Nummer 40 der Druckschrift verbiethenden Verfügungen vom 4. April d. J. hat die Landespolizeibehörde selbst zugegeben, erkannt, daß der „Neue Bauhandwerker“ durch seine Streichweisse, durch häufigere Betonung seines Bestrebens dem Wege der Reform und Gesetzlichkeit seine Ziele zu erreichen und durch wohlgemeinte Versuche die Mittel und anzugeben, die von ihm gerügten Mißstände auf gesetzliche Wege zu beseitigen, von dem Bemühen Zeugniß abzulegen selbst und andere auf den Bahnen der Ordnung zu stehen. Weder der hauptsächlich in der Form erscheinende Zeitartikel gegenwärtig verbotenen Nummer 50, noch der sonstige der verbotenen Druckschrift, insbesondere die speziell behobenen, meistens in der Verbotserfüllung vom 4. April zuwiderliegenden Artikel der Nummer 18, 24, 26 und 27, sowie der Nummern 30 und 41 des zweiten Jahrgangs der Druckschrift können nun aber die Ueberzeugung begründen, daß die Tendenz derselben im Allgemeinen dauernd eine agitatorische, den gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie kundgebende geworden ist, mehr läßt sich aus den in der Verbotserfüllung als besonders gravirend bezeichneten Stellen der obigen Nummern des ersten und zweiten Jahrgangs des „Neuen Bauhandwerker“ eher das Gegentheil folgern.

Das Verbot des ferneren Erscheinens der gedachten Druckschrift war deshalb aufzuheben, im Uebrigen aber die Disposition als unbedeutend zurückzuweisen.

Die Reichskommission hat beschlossen:

Die Sozialsperre, welche namentlich in Sachsen, auch in vielen anderen Gegenden von den Kartellbrüdern der Sozialdemokraten organisiert worden ist, hat selbstbüßend zu Repressalien geführt, deren Wirkungen sich den Kartellbrüdern sehr fühlbar zu machen beginnen. In der Nähe von Leipzig sind mehrere Wirtshäuser der Erkenntniß gelangt, daß sie ohne die „Arbeiterkarte“ nicht bestehen können. In Dresden haben verschiedene Wirtshäuser ähnliche Erfahrungen machen müssen und aus demselben Provinzialstädten und Dörfern wird gleiches gemeldet. Sollte die Praxis der Sozialsperre noch längere Zeit fortgesetzt werden, so wird die Liste der bankrotten Wirtshäuser eine respectable Länge erlangen. Daß ein Wirtshaus, der durch die Sozialsperre gegen die Kartellbrüder sich die Kunden verweigert, verdirbt, von den Kartellbrüdern für seine Unbilligkeit entschädigt worden wäre, ist unseres Wissens nicht bekannt.

In Dresden hat eine Volksversammlung stattgefunden, welche interessante Episoden lieferte. Dieselbe war von Semiten einberufen und jedermann hatte das Wort ertheilt. Vor der Zeit schon war das Lokal überfüllt, doch wurde die Freude, ein gutes Geschäft zu machen, von der Erkenntniß gemindert, daß manches Nägchen ungezapft blieb. Von den Rednern die Mittheilung wurde, daß ein großer Theil der anwesenden Arbeiter sein Bier zurückwies mit dem Bemerkung: Sie seien hergekommen, um zu trinken, nicht um zu trinken; ein Wirtshaus, das sich dazu gebrauchen ließe, den Arbeitern eine Versammlung zu veranstalten, verläumern, verurtheilen, auch sein Bier behalten. Als nach langem Hin- und Herantwischen General Hartwig erschien, um zu erklären, daß die erschienenen „Gäste“ (Gäste einer Volksversammlung) nicht hören wollten, da wurde von allen Seiten dagegen protestirt, die Bureauwahl verlangt, worauf Herr Hartwig erklärte, die Versammlung geschlossen sei. Stürmische Bravos, Beifall und unter den Klängen der Marschmusik verließen tausendköpfige Menge langsam den Saal. Herr Hartwig sprach seinen eigenen Sinn, daß die erlangte Freiheit, so schön im Saal zu haben glaubte. Doch nach dem Spiel nicht verloren. Er ließ die Handvoll der zurückgebliebenen Getreuen auffordern, sich in dem kleinen Saal zur weiteren Beratung zusammenzufinden. Aber aus den Reihen der Sozialdemokraten wurde Protest hiergegen erhoben, der Polizeikommissar verhinderte sie an der Ausführung dieser gesetzlichen Handlung.

Zur Protovortrheuerung wird aus Dessau, 6. d. M. geschrieben: Während angehts der steigenden Getreidepreise derwärts die Bäcker einfach die Preise der Backwaaren erhöhen, sind die hiesigen Bäckermeister auf den Auswärtigen Truppen aufzurufen, wenn dieses Volk sich zu thun und geschlossen vorgeht.

„Wir versuchen es in verschiedenen Theilen des Landes. Jetzt haben wir eine junge Armee von Deutschen, die bis an die Zähne bewaffnet sind und nach allen Richtungen über das ganze Land hin- und hergeschickt werden, — eine Körperschaft so wunderbar geeignet, Störungen zumulte anzuführen, wie nur irgend etwas in der Welt. Diese Arbeiterorganisationen wollen aber auch nicht geringsten Krawall machen und was wäre ein Krawall, wenn die Arbeiter wollen sich aber durch die gewöhnlichen Vergleichen nicht einlassen und die listigen Versuche, verkappte Detektivs zu Gewaltthätigkeiten aufzuführen, bleiben erfolglos. Wir hatten in Illinois die Arbeiterberufen und so ziemlich das einzige Resultat das erzielt wurde, daß eine Frau, die sich vor ihren Mann weigerte, einem Soldaten erstochen wurde. Wir beriefen die Arbeiter in Missouri ein und konnten nichts anfangen, nur die Arbeit zu verschaffen; und der Gouverneur von Illinois machte uns Schwierigkeiten, in dem er sich weigerte, Truppen einzuberufen. Die verdamnten Ritter der Eisenbahnen wachten das Eisenbahneigentum und wollten dem Eisenbahnen selbst nicht erlassen, es zu zerstören. Was kann man thun, die nicht loschlagen will? Gar nichts! Wir machen. Unsere Leute mußten klein beigeben, sie die Segel streichen vor diesem Fluch unserer Tage, heißt: die öffentliche Meinung.“

(Fortsetzung folgt.)

mit einer Kettenkugel eingesperrt werden. Ich sage Ihnen, General, Ihr erstes großes Werk sollte die Abschaffung des Wahlrechts für das gemeine Volk sein. Sehen Sie das Werk fort, das Sie in dem Distrikt Columbia begonnen haben. Wie vortrefflich bewährt es sich hier; ich kann nicht einsehen, warum große Staatsmänner wie Sie fortfahren sollen, ein System zu stützen, das sich als gefährlich erwiesen hat. Wenn das Volk den nötigen Respekt vor den höheren Klassen lernt, dann werden wir gute Soldaten aus den Amerikanern machen.“

„Bei Gott, Kapitän, Sie haben da einen guten Gedanken und ich glaube selbst, eine weise Beschränkung der Volksrechte würde vortheilhaft sein — zum Beispiel ein Senatus wäre nicht übel. Erst gering und dann immer höher, bis schließlich die Plebejer ganz ausgestoßen sind. Ah, das würde Ihnen genöth passen und ich läme viel leichter hierher. Lassen Sie's aber die jetzigen Wähler meines Wahlkreises ja nicht merken, sonst würde die Nation den Dienst ihres patriotischsten und werthvollsten Dieners verlieren. Wir haben einen großen Fehler mit der Einführung des öffentlichen Schulsystems begangen, das jetzt das ganze Land, wie ein Geschwür bedeckt. An dem jungen Wallace haben wir ein Exempel. Wenn die öffentlichen Schulen in unserer Stadt nicht wären, hätte der junge Burke heute nichts in seinem Kopf als sein Geschäft, und er würde weder für mich noch für sonst jemand eine Plage sein. Aber sein alter Vater lernte selbst in der Volksschule und schickte den Jungen in die Schule, nun findet dieser Geschmack an Büchern und solchem Kram, giebt Geld für Bücher und ähnliche Extravaganzen aus, an die er nie gedacht haben würde, wären nicht die öffentlichen Schulen; und jetzt sagte er mir, daß er zu den Rittern der Arbeit gehört und Nationalökonomie studirt, daß er der neuen Schule im Gegensatz zur alten seine Gunst schenkt. Alles geht zum Teufel — wenn wir dieser Organisation des Schulunterrichts nicht in irgend einer Weise Einhalt thun, dann werden diese Arbeiter Fragen aufwerfen, die wir nicht beantworten können.“

„Warum wenden die Kapitalisten nicht Gewalt an? Sie haben jedenfalls das Recht, die Miliz oder die regu-

lären Truppen aufzurufen, wenn dieses Volk sich zu thun und geschlossen vorgeht.“

„Wir versuchen es in verschiedenen Theilen des Landes. Jetzt haben wir eine junge Armee von Deutschen, die bis an die Zähne bewaffnet sind und nach allen Richtungen über das ganze Land hin- und hergeschickt werden, — eine Körperschaft so wunderbar geeignet, Störungen zumulte anzuführen, wie nur irgend etwas in der Welt. Diese Arbeiterorganisationen wollen aber auch nicht geringsten Krawall machen und was wäre ein Krawall, wenn die Arbeiter wollen sich aber durch die gewöhnlichen Vergleichen nicht einlassen und die listigen Versuche, verkappte Detektivs zu Gewaltthätigkeiten aufzuführen, bleiben erfolglos. Wir hatten in Illinois die Arbeiterberufen und so ziemlich das einzige Resultat das erzielt wurde, daß eine Frau, die sich vor ihren Mann weigerte, einem Soldaten erstochen wurde. Wir beriefen die Arbeiter in Missouri ein und konnten nichts anfangen, nur die Arbeit zu verschaffen; und der Gouverneur von Illinois machte uns Schwierigkeiten, in dem er sich weigerte, Truppen einzuberufen. Die verdamnten Ritter der Eisenbahnen wachten das Eisenbahneigentum und wollten dem Eisenbahnen selbst nicht erlassen, es zu zerstören. Was kann man thun, die nicht loschlagen will? Gar nichts! Wir machen. Unsere Leute mußten klein beigeben, sie die Segel streichen vor diesem Fluch unserer Tage, heißt: die öffentliche Meinung.“

(Fortsetzung folgt.)

Agrarismus, Sozialismus oder der Teufel weiß was für sonstigen — ismen gerissen habe.“

„Ah, General, wer und was ist er?“

„Er ist der Sohn einer meiner Wähler und selbst einer meiner Wähler; von Geschäft ist er ein Metallgießer und abscheulicher Weise hat er sich dem bilderstürmerischen Treiben der Ritter der Arbeit angeschlossen.“

„Ich denke in Ihrer öffentlichen Stellung sind Sie genöthigt, mit dieser Sorte von Menschen zu verkehren; es war aber ein hübscher, prächtig gewachsener junger Mann. Wirklich ein hübscher Mensch — der müßte in der Armee sein. Ich wünschte ein Regiment von solchen Burschen an der Grenze — Sie verstehen mich. Warum überreden Sie Ihren Wähler nicht, sich anwerben zu lassen?“

„Anwerben? Ich möchte den Rekrutierungsoffizier sehen, der diesen jungen Mann für das Soldatenhandwerk einfangen könnte. Er hat den Kopf so voll von Büchern und Studium, daß er keine Zeit für's Rezipieren hat.“

„Ich glaube doch, General, die Thatfache wird Ihnen bekannt sein, daß jeder junge Amerikaner von Durchschnittsverständnis mit dem Soldatenleben der gewordenen Mannschaft genügend bekannt ist und erst betrunken oder halb verhungert sein muß, ehe man ihn für die Armee fangen kann; und wenn man ihn einmal hat, ist es vertheuert schwierig, ihn zu behalten. Wie viele Ausreißer (Deserteure) hatten wir vergangenes Jahr. Nur ist, als hätte ich jemand sagen hören, ungefähr ein Drittel der Armee sei ausgerissen.“

„Rein lieber General, es ist gewiß etwas Wahres in dem, was Sie da sagen, aber die Schwierigkeit liegt in unserer Regierungsform und in unserer Verfassung. Diese Leute werden gelehrt, daß alle Menschen gleich seien, und es bedarf einer strengen Disziplin, dies aus den Köpfen der gemeinen Soldaten heraus zu bekommen, und dann sind die Gesetze zu mild. Ein Soldat, der ausreißt, sollte kriegsrechtlich behandelt und erschossen oder wenigstens lebenslang

1) Die Amerikaner haben bloß Werbefolianten.
2) Die Rekruten werden meist beim Glas angeworben, wenn sie in „erhöhter“ Stimmung sind.

lären Truppen aufzurufen, wenn dieses Volk sich zu thun und geschlossen vorgeht.“

„Wir versuchen es in verschiedenen Theilen des Landes. Jetzt haben wir eine junge Armee von Deutschen, die bis an die Zähne bewaffnet sind und nach allen Richtungen über das ganze Land hin- und hergeschickt werden, — eine Körperschaft so wunderbar geeignet, Störungen zumulte anzuführen, wie nur irgend etwas in der Welt. Diese Arbeiterorganisationen wollen aber auch nicht geringsten Krawall machen und was wäre ein Krawall, wenn die Arbeiter wollen sich aber durch die gewöhnlichen Vergleichen nicht einlassen und die listigen Versuche, verkappte Detektivs zu Gewaltthätigkeiten aufzuführen, bleiben erfolglos. Wir hatten in Illinois die Arbeiterberufen und so ziemlich das einzige Resultat das erzielt wurde, daß eine Frau, die sich vor ihren Mann weigerte, einem Soldaten erstochen wurde. Wir beriefen die Arbeiter in Missouri ein und konnten nichts anfangen, nur die Arbeit zu verschaffen; und der Gouverneur von Illinois machte uns Schwierigkeiten, in dem er sich weigerte, Truppen einzuberufen. Die verdamnten Ritter der Eisenbahnen wachten das Eisenbahneigentum und wollten dem Eisenbahnen selbst nicht erlassen, es zu zerstören. Was kann man thun, die nicht loschlagen will? Gar nichts! Wir machen. Unsere Leute mußten klein beigeben, sie die Segel streichen vor diesem Fluch unserer Tage, heißt: die öffentliche Meinung.“

(Fortsetzung folgt.)

1) Geheimpolizisten, und Privatpolizisten die soz. Pinkerton-Leute — sind gemeint, eine Truppe von Privatpolizisten, die ein gewisser Pinkerton angeworben und unter seiner Leitung hat, und welche für Geld jedem Kapitalisten gegen die Arbeiter zur Verfügung stehen und schon mehr als ein Blutbad an dem Journalisten haben.

bedenken, von einer Erhöhung der Preise Abstand zu nehmen und dafür lieber die Waaren zu verkleinern. An den letzteren ist dies, wie man bemerken kann, in der denkbar anschaulichsten Weise ad oculos demonstrat.

Heber Ausweisungen aus Preußen berichten polnische Mütter: Mitte August d. J. erhielt Herr Bongowski, Schwager des früheren Justizrentenführers Nielenki, durch Veranlassung des Bürgermeisters von Schildberg als Ausländer die Ausweisungsbefehle mit der Weisung, bis zum 1. d. M. die preussischen Lande zu verlassen; derselbe ist nach Galizien gegangen und hat sich im Lemberg niedergelassen. — Ein Bauer aus Russisch-Polen wanderte vor einigen Jahren nach Amerika aus und erwarb in den Vereinigten Staaten das Bürgerrecht. Mit legalem Pass versehen kehrte er vor zwei Wochen nach Europa zurück und hielt sich zum Besuch bei seinen Anverwandten im Kreis Strosburg, Westpreußen, auf, nach vier Tagen erhielt er aber schon die politische Ausweisung und war nach Russisch-Polen. Er beschließt nun, sich um Schutz an den Konsul der Vereinigten Staaten in Berlin zu wenden.

Parteilbrüderliches. Die „Post“ wird immer lomischer. Als der Cole von Hammerstein, blutdürstig wie er nun einmal ist, ihr gewissermaßen den Kartellträger auf die Bude schickte, antwortete sie mit der Versicherung: sie habe 16 000 Abonnenten. Heute erklärt sie, daß sie gegen Herrn v. Hammerstein eine feindliche Gesinnung gehabt; denn als vor einigen Jahren Herr v. Hammerstein die „Post“ ersucht habe, ihren Parlamentsbericht mit ihr zu theilen, habe die „Post“ dies sofort gethan, obgleich dadurch die „Kreuzzeitung“ in den Stand gesetzt worden sei, die parlamentarischen Berichte gleichzeitig mit der „Post“ zu bringen, theilweise sogar früher als diese. — Kann ein solcher Beweis brüderlicher Liebe ohne Einrud bleiben?

Sausuchung. Vergangene Woche fand bei einem auf „Mariabühl“ in Offenbach wohnenden Maurer eine Sausuchung nach verbotenen Schriften statt, die, trotzdem sie sich gründlich vorgenommen wurde, vollständig resultatlos verlief. Die Denunziation war von der früheren Logisfrau des Maurers ausgegangen und scheint Eifer sucht das Motiv zu diesem gemeinen Nachhall gewesen zu sein. Der Maurer soll „Sozialdemokrat“ nur dem Namen nach kennen und bis jetzt kein Exemplar in den Händen gehabt haben.

Großbritannien.

Die aaratische Bewegung in Irland scheint ins Stocken geraten zu sein, doch ist es entschieden verheißungsvoll, Triumphe anzuzeigen, wie es der „Standard“ und die Wirklichkeit der Belfast'schen Regierungsmethode die E. Inmischung verantwortlich zu machen, welche in den neuesten Auslassungen der Führer der Nationalpartei deutlich zu Tage tritt. John Dillon und William O'Brien haben in den letzten Tagen Reden gehalten, die außerordentlich genaug klangen, in sie einer gerichtlichen Verfolgung auszuweichen. Dillon sprach von den Gütern des Lord Massarene, in demselben Distrikt, in welchem er die Rede hielt, der er seine sechs Monate Gefängnis verdankt. O'Brien's Aeußerungen waren so heftig, daß selbst die radikale „Ball Mall Gazette“ ihm vorhielt, es sei mindestens allzu, seinen Kopf in den Nacken des Löwen zu legen und in gleicher Zeit ihm am Schwanz zu zerrn. Beide Redner erwiderten die irischen Farmer auf, dem Feldzugplan treu zu bleiben und das Boycottieren wie zuvor zu betreiben. Zudem fand noch ein von 10 000 Wählern besuchtes Meeting in Tipperary statt, der gesinnungstüchtigsten Grafschaft Irlands, und auch hier fand es Dillon, der einen Brief gegen die Regierung hatte, für nöthig, seine Getreuen zum Festhalten des Feldzugplans aufzufordern, ja er warf ihnen sogar vor, daß sie nicht ihre Pflicht der nationalen Sache gegenüber zu haben. Das scheint seltsam angesichts der Thatsache, daß noch der letzten Woche der Feldzugsplan zwei wichtige Siege zu erringen hatte und die Beethoven-Brigade, wohl auf die Anweisungen des Dubliner Schloßes hin, vorerst die Vertreibung der unzufriedenen Bauern eingeleitet hat. Ein Grund, und wohl der hauptsächlichste, ist, daß die Ernte besser ausgefallen ist, als man erwarten konnte, und auch auf dem jüngst abgehaltenen Viehmarkt in Ballinacree die Preise bestiegen sind. Die Bauern haben ein wenig mehr Geld in der Tasche, als im Vorjahr, und die Gutsbesitzer wollen die günstige Gelegenheit nutzen, daselbst auszuverkaufen, nicht vorzugeben lassen. Auf der anderen Seite haben die Bauern wieder etwas Rulh gefast und sind weniger geneigt, ihr Heimwesen aufzuopfern, als vor sechs Monaten, da das größte Glend ihnen in die Augen stach. Natürlich ist diese Besserung nur vorübergehend, wenn die Landhöfe, welche mit der Schätzung des Landes und der Festsetzung der Pachtzinsen beauftragt sind, haben, besonders im Bereich, ein Korn und Agrarier, den Vorstoß führt, das Verlangen der Presse landwirtschaftlicher Erzeugnisse benützt, um in Wäldern so wenig Erleichterung als möglich zu gewahren. Auch ist es sehr wahrscheinlich, daß in der nächsten Zeit, vornehmlich in der nächsten Parlamentsession, eine umfassende Erarbeitung von der Regierung vorgelegt werden wird, zum Zweck, die Landkulte Lord Ashbourne's auszudehnen und den Ueber-

gang der Güter auf die Bauern in großem Maßstabe zu bewerkstelligen. Die Unsicherheit und Entweihung des irischen Landbesitzes drängt die Regierung zu diesem Schritte gegen ihren Willen. Wenn auch Stansfeld's Prophezeiung, daß eine Auflösung des Unterhauses im nächsten Sommer stattfinden werde, kaum zutreffend ist, so wird doch mit jedem Jahr die Lage der irischen Agrarier ungünstiger und die Aussicht, ein Stück aus dem allgemeinen Schiffbruch zu retten, schlechter.

Eine Versammlung der Müller-Assoziation beschloß, den Preis des Mehlens um 1 Sh. 6 P. für 18 Stein (114 Kilo) zu erhöhen, was eine Steigerung von 8 Sh. 6 P. seit 8 Wochen ausmacht.

Das Kolonialamt ist eines Besseren belehrt worden und wird seine Zustimmung zur Annexion des Betschuana-Landes an die Kapkolonie nicht geben. Viele energische Briefe und Artikel gegen diesen Schritt sind in der Presse erschienen und der mächtigste Hauptling der Betschuanen Monika hat außerdem einen Protest an die Kapregierung gerichtet und darin die Erklärung abgegeben, daß er sich nun und nimmer unter die Vormüßigkeit der Kolonisten begeben werde. Das Bedenlichste an dieser Angelegenheit ist jedoch, daß sie die Spannung zwischen dem Kolonialamt und der Regierung der Kolonie, deren Premier in einer Wahlrede die Einverleibung bereits angemeldet hatte, auf die Spitze treiben wird. Die Einverleibung des Betschuanalandes wurde im Interesse des Afrikabundes betrieben, und sollte das holländische Element im künftigen Parlament in der Kapstadt eine noch größere Majorität erhalten, als im letzten der Fall war, so dürfte der Konflikt ausbrechen, der um so schärfer und peiniglicher ist, als der britische Gouverneur, Sir Hercules Robinson, aus seiner Sympathie mit den Aspirationen der Kapregierung kein Hehl macht.

Man hofft in London, daß die Strafexpedition nach den Schwarzen Bergen (Siehe S. 11) mit dem G. recht bei Kottai, wo 200 Ghazis von dem Royal Irish Regiment bis auf den letzten Mann getödtet worden sind, zu Ende kommen wird. Die englische Armee ist, in vier Kolonnen eingetheilt, gegen die räuberischen Ghasanzai's und Afzai's vorgerückt; das zweite Detachement, welches von Darband aus in die Berge marschierte, hatte den schwierigsten Theil der Aufgabe übernommen. Sein Weg lag dem Indus entlang, der hier durch eine tiefe Schlucht fließt; der Fluß ist 70 bis 150 Meter breit und die Berge fallen steil bis an das Ufer ab, so daß, um eine halbe Meile vorwärts zu kommen, die Truppen genöthigt waren, Abhänge von 1000 Fuß Höhe zu erklimmen. Kottai, wo das entscheidende Treffen stattfand, ist nur 15 englische Meilen vom Ausgangspunkt der Operationen entfernt. Ueberhaupt ist der Kriegsschauplatz östlich sehr beschränkt. Er ist etwa 20 englische Meilen lang mit einer durchschnittlichen Breite von 10 Meilen, aber die Höhe der Berge, welche 8000 Fuß über dem Meer liegen, erschwert die Aufgabe. Das Land wird als ein langer, steiler, nach Norden auslaufender Berggraben beschrieben, der bis hoch hinauf von undurchdringlichen Wäldern bewachsen ist. Drei weitere Detachements sind von Dgbi, welches 15 Meilen östlich von Kottai auf demselben Gebiet liegt, abmarschirt; doch mußte ein Detachement seinen Marsch unterbrechen, aus dem im britischen Heer nicht unbekanntem Grund des Zurückbleibens der Bagage. Für Marsch lag dem Berggraben entlang und hier erheben sich einige Spitzen bis auf 18 000 Fuß. Beschränkt hier der Aufstand bis auf die beiden genannten Stämme, so ist der Krieg wohl vorbei, doch verlautet gerüchtele, daß noch andere verwandte Völkerschaften sich den Aufständischen anschließen werden. Geht dies, so ist allerdings das von General MacQueen befehligte Heer von 8000 Mann, das jetzt kaum 2-3000 schlecht bewaffneten Ghasnern entgegensteht, keineswegs zu groß. Wie das immer der Fall ist, wenn Grenzstrife stattfinden, liegt auch jetzt wieder die militärische Partei in Indien der anglo-indischen Regierung in den Ohren und verlangt die Annexion des Gebietes, um den Raubzügen ein für allemal ein Ende zu machen. Lord Dufferin will jedoch nichts davon wissen.

Frankreich.

Die „Union des Travailleurs“ in Rimes, Organ Ruma Gilly's, veröffentlicht eine Reihe von Zuschriften, die der letztere in Bezug auf seine Aeußerung von den „20 Wilsons“ des Budgetausschusses erhalten habe. Diese Briefe beschuldigen Rouvier, Raynal und Steenaders, alle drei opportunistische Mitglieder des Ausschusses, „Trinkgelder“ angenommen zu haben. Rouvier habe 300 000 Frks. bei einem Geschäft empfangen; ein Herr Rodocanachi habe die Quittung Rouvier's besessen. Rodocanachi erklärt in einer Zuschrift diese Behauptung für unwahr. Steenaders sei beschuldigt worden, 80 000 Frks. empfangen zu haben, und sei gegen den Beschuldiger nicht lagbar geworden. Uebrigens sei Steenaders ein Abenteuerer, ein armer Teufel, der nur von Auskunftsmitgliedern lebe. Raynal liefere der Stadt Bordeaux gebrannte Pflastersteine um 3/4 Frks. theurer als Hundert, als der frühere Lieferant, und lasse sie nicht, wie dieser that, in der Nähe herstellen, sondern aus Brüssel kommen; auch seien sie schlechter als die früheren.

10 Reisebegleiter bildeten, ganz abgesehen von der sorgfältig ihnen zugewiesenen Funktion, eine nicht zu verachtenden Clique, weshalb sie jedes Mal nach ihrer sozialen Stellung auf die verschiedenen Plätze vertheilt werden. Der Kammerdiener und der Journalist, der Arzt und der Friseur sollen zuweilen über einen zu beanspruchenden Vorrang mit einander in Streit gerathen. Der Jurist hat die Kontrakte zu entwerfen und sofort die Schadenersatzklage einzulegen, wenn irgend eine Abmachung nicht gehalten worden ist. Die Befolgung aller dieser Reisebegleiter ruht ein gewaltiges Loch in die ihrem Brotherrn garantirten loslokalen Einnahmen; in vielen Fällen hat jedoch der unglückliche Unternehmer die Reisekosten für das Gelingen des Sängers zu tragen. Nur ein orientalischer Fürst oder ein musikalischer Parvenue könnte es sich einfallen lassen, einen derartigen Reisestab zu halten, und bald glaube ich, wird das Gelingen eines Sängers von Welt Ruf nicht als vollständig betrachtet werden, wenn es nicht außer den Herren, mit denen die Masfins und Tamagos sich umgeben, auch einen Architekten und einen Privatintendanten enthält. Niccolini ist nach Mapleson nicht nur ein in den Rufstand getretener Sänger, sondern auch ein dilettirender Mann der Wissenschaft. In einem Artikel der mit Adalina Patti abgeschlossenen Verträge befand sich auch die Bestimmung, daß auf allen gedruckten Ankündigungen die Buchstaben ihres Namens um ein Drittel größer sein müßten, als die irgend eines anderen; und so sah ich während des Verlaufes des Musikfestes in Chicago Niccolini, bewaffnet mit einem Apparate, der sich als einen Theodoliten herausstellte, und in Gesellschaft eines Herrn, in dem ich einen herausragenden Geometer vermutete, aufmerksam und mit Kennenbild einige Maueranschläge inspizirten, auf denen ihm die Buchstaben, aus denen der Name Adalina Patti's zusammengesetzt war, nicht um ein volles Drittel größer zu sein schienen, als diejenigen, in denen der von Fraulein Nevada gedruckt war. Zuletzt gab er jedoch den Gedanken an eine Vermessung nach den Regeln der Wissenschaft auf, stieg auf eine Leiter und maß die Buchstaben mit seinen Fingern aus.

Kahlköpfige Männer sind nach Mapleson genau so eitel wie solche, die sich ihres vollen Haarschmucks erfreuen. Aber ihre Eitelkeit nimmt verschiedene Formen an. Arditi nimmt, wie aus zahlreichen Thatsachen hervorgeht, seine Kahlköpfigkeit ruhig hin und rühmt sich sogar derselben. Der verdorbene Sie Julius Benedict dagegen nahm zu künstlichen Hilfsmitteln seine Zuflucht, um das, was er für einen Fehler hielt, zu verbergen. Benedict und Arditi fungirten einmal zu gleicher Zeit unter

Balkanländer.

Mit der Verurtheilung des rumänischen Hochspanlers Andronicu zu zwei Jahren Gefängnis und zur Zahlung von Entschädigungsgeldern an die durch ihn um Summen bis zu 50 000 Franks beschädigten Personen ist ein Gaudenprozess abgeschlossen worden, dessen jahrelange Verschleppung in Verbindung mit den persönlichen Beziehungen des früheren Polizeipräsidenten Moruzzi zu Andronicu der Opposition gegen die Regierung der nationalliberalen Partei Gelegenheit zu energischer Kritik des früheren Regimes und seiner Vertrauensmänner gegeben hatte. Leider kann der Held dieses Prozesses von den Folgen des gegen ihn erfolgten Urtheils nicht errettet werden, weil derselbe kurze Zeit vor Zusammenbruch der nationalliberalen Herrlichkeit gegen eine im Vergleich zu der ihm zur Last gelegten Betrügereien sehr geringe Summe an freies Fuß gesetzt worden war und sich den Wirkungen seiner voranschreitenden Verurtheilung noch rechtzeitig durch die Flucht zu entziehen wußte. Fast gleichzeitig wurden zwei erst kürzlich angestellte, zur konservativen Partei gehörige höhere Polizeibeamte, Polizeidirektor Hauptmann Divanica und Polizeinspektor Davila wegen barbarischer Mißhandlung von Polizeibefehligen zu je 2000 Lei Strafe und zur Zahlung von Schmerzensgeldern an die über ihr Geheiß, in ihrer Gegenwart und zum Theil mit ihrer Unterstützung mißhandelten Eigener verurtheilt. Jedermann, wer immer den Mißbrauch kennt, welcher mit den vom rumänischen Gesetze streng verpöbten körperlichen Bückigungen in den Polizeigefängnissen getrieben wird, hat diesem Urtheil unbedingt zugestimmt, und wurde es allgemein als ein dem Ansehen der Regierung Rosetti-Carp sehr günstiger Umstand gedeutet, daß dieselbe sofort nach erfolgter Anzeige die strafrechtliche Verfolgung der betreffenden Polizeibeamten ohne Rücksicht darauf anordnete, daß letztere erst unter ihrem Regime zu ihren Vertrauensmännern berufen worden wären. Wie wenig aber trotz alledem ein solches streng objektives Verhalten des Ministeriums nach dem Geschmack von Leuten ist, welche die Politik lediglich als einen Kampf um die Macht im Staate und letztere wieder als einen Freibrief für sich und Genossen dem Gesetze gegenüber betrachteten, geht daraus hervor, daß die konservative „Indep. roumaine“ die Absetzung der Appellrichter verlangt, welche ihre Gesinnungsgefahren zu verurtheilen wagten! Daß die konservative Presse sich in offenkundiger Weise für die Regierung Rosetti-Carp erklärte, ist noch nicht lange her. Wenn aber Verlangen aus Parteistücksichten, wie sie schon jetzt die „Indep. roum.“ an die Regierung stellt, auch seitens maßgebenderer Konservativen wiederholt werden sollten, wäre dem übrigens auf keinerlei Kartell beruhenden, sondern seitens der Konservativen ganz freiwilligen und die Regierung zu keinen Gegenständen verpflichtenden Freundschaftsverhältniß zwischen den Parteigängern der „Indep. roum.“ und dem Kabinete Rosetti-Carp eine längere Dauer nicht zu prophezeien.

Asien.

Die Stämme des Schwarzen Gebirges scheinen sich gegen den Indus zu wenden. Der Oberbefehlshaber der britischen Expedition, Mac Queen, wird eine heftigste Position des Landes besetzen. Derselbe benachrichtigte die Stämme, er werde, falls sie sich nicht vor dem 15. Oktober ergeben, das noch auf dem Felde stehende Getreide vernichten. — Auch christliche Humanität!

Amerika.

In Chicago haben 3000 Angestellte der dortigen Straßen-Eisenbahnen die Arbeit eingestellt.

Sprechsaal.

Die Redaktion stellt die Benutzung des Sprechsaals, soweit Raum daselbst abgemessen ist, dem Publikum zur Verfügung von Angelegenheiten allgemeinen Interesses zur Verfügung; sie verwarft sie aber gleichzeitig dagegen, mit dem Inhalt desselben identisch zu werden.

Der Wahrheit die Ehre! In Nr. 234 des „Berliner Volksblatt“ ist ein Bericht enthalten von der öffentlichen Versammlung der Lektoren, welche am 18. September stattgefunden hat, welche in vielen Theilen einer Nichtigstellung bedarf. Erstens lautet die Tagesordnung nicht Streikabrechnung, sondern Bericht der Revisoren vom Streik. Nachdem sich das Bureau konstituirte hatte, ergriff Herr Schüller sofort das Wort, um meiner Person Pflöchtwidrigkeit vorzuwerfen, trotzdem Herr Schüller doch bekannt war, daß ich schon am 2. Juli den Bericht und die Abrechnung geliefert hatte. Dann ertheilte der Vorsitzende, Herr Schüller, dem Revisor Arndt zur Bezeichnung des Wortes. Dieser Herr hatte sich nun selbst eine Abrechnung gemacht, die auch nicht im Entferntesten mit dem Protokollbuch der Kommission und auch nicht mit der Abrechnung, die ich seiner Zeit gebracht, übereinstimmte, trotzdem er es bei der Revision doch für richtig befunden hatte. Nach Herrn Arndt's Rechnung müßten noch 400 und einige Mark da sein; Herr Bilz als 2. Revisor und Einbruder der Versammlung erklärte uns, weiter keinen Bericht liefern zu können, aber seiner Meinung nach seien nur 200 M. übrig geblieben. Herr Jacob als 3. Revisor erklärte den Bericht des Herrn Arndt

Mapleson als Kap.meister. „Beide,“ sagt Mapleson, „waren vortrefflich, aber keiner wollte für den andern gehalten werden; so erinnerte ich mich, daß einmal, als eine große kombinierte Vorstellung stattfand, Benedict in die Garderobe der Primadonna kam, eine Haarbürste nahm und damit sorgfältig sein dürtiges Haar zusammenbürstete, so daß es so viel als möglich seinen lahnen Schädel bedeckte. Was machen Sie da, Benedict?“ fragte ich ihn. „Nichts Besonderes,“ entgegnete er; „ich möchte nur nicht, wenn ich Arditi, für Arditi gehalten werden.“ Kurz darauf erschien Arditi und begann, mit zwei Bürsten sein Haar derart zu bearbeiten, daß seine Kahlköpfigkeit möglichst sichtbar wurde. Er erklärte dieses Vorgehen, indem er ausrief: „Ich möchte nicht gern für Benedict gehalten werden.“

Mapleson wurde einmal für insolvent erklärt, doch dauerte der Zustand der Insolvenz nur sechs Minuten. Nachdem die Insolvenz-Erklärung ausgefertigt war, wandte der Anwalt sich mit folgenden Worten an den Gerichtsvorstand: „Bis zur Ernennung einer Masseverwaltung, worüber noch acht bis neun Tage hingehen können, sind Sie, Herr Vorsitzender, thätigst Leiter von Herr Mapleson's Theater, und mein Klient hält es nur für gerechtfertigt, wenn Sie die nöthigen Anordnungen für die Lohengrin-Vorstellung am Sonnabend treffen wollen. Außerdem werden einige Ballettzüge, die aus Glanz und Reiz bestehen können, die Sie aber vielleicht in Seide ausgeführt wissen wollen, für das Ballet in „Troubadour“ am nächsten Montag erforderlich. Die Lohengrin-Frage ist aber die dringendere von beiden, und es würde uns sehr angenehm sein, wenn Sie sich zu Herrn Kapellmeister Richter begeben wollten, der, wenn er auch ungern an der Partitur eines so großen Komponisten wie Wagner etwas ändert, doch meint, daß einige, am anderenwärts von dem Meister gebilligte Striche in dem großen Duett zwischen Elsa und Trüdt vorgenommen werden sollten. Sodann ist noch ein eigenständiger Tenor vorhanden, den Sie vielleicht durch Anschlag eines entschiedenen Tones zur Verwendung bringen möchten.“

Der Richter war erstaunt und meinte in einem Tone, aus dem eher alles andere als Befriedigung herauszuhören war, daß er so wie so geplatzt genug sei und sich nicht dazu noch mit der Leitung eines Opernhauses befassen könne. Er habe, fuhr er fort, das nicht in Betracht gezogen, als er die Insolvenz-Erklärung ausgefertigt. Er schellte nach einem Boten, ließ sich das Papier wiederbringen und riß es sofort in Stück. So endete nach einer Dauer von sechs Minuten Mapleson's Insolvenz.

Aus Kunst und Leben.

Von den Enoristen seiner Bekanntheit erzählt der secretario Mapleson in seinen jüngst veröffentlichten Memoiren, aber wenig Gutes. Mario ist der Einzige, von dem er Ausdrücken uneingeschränkter Bewunderung spricht. Singlino ist kindlich eitel. Mougini entsetzlich eingebildet, Masfina besaß einen stolzen Betrüden, Navelli's Selbstaufopferung soll grenzen gewesen sein, wegen der braue, gute Fanchelli in seiner gegenseitig so weit ging, daß er wegen des ihm gemachten Anstandes, er verstehe noch nicht einmal die Grundzüge der Lokalisation zu meistern, Mapleson mittheilte, er sei gesonnen, ehemals Gesangsunterricht zu nehmen; bei den vielen günstigen Engagementen, die ihm gemacht worden, könne er das nicht erst anfangen, wenn seine Sängerkarriere zu Ende sei. Mougini gerieth eines Abends außer sich vor Wuth, weil der arderobler ihm das Kostüm, statt enger zu machen, ausgelassen ste. Er riß die Kleidungsstücke in Fetzen, stand in blohem Umkleeda, ein Schwert schwingend, und erklärte, er werde jeden, der in seine Garderobe bringe, ohne Rücksicht niedermachen. Mapleson konnte ihn nur durch sich zur Ruhe bringen, daß er ihm versprach, der Strafe geworfen und dem Hungertode preisgegeben werden, und zwar mit seiner Frau (die er gar nicht hatte), vier ihm rathgebenden Kindern und sonstigen schönen Zugaben. Am nächsten Tage hat der schon halb von Neuem ergriffene Tenor, um die Kinder nicht dem Hungertode preisgeben, weil ihm das am Ende doch beim Publikum schaden könnte. Ein anderer Tenor weigerte sich, eine Opernpartie zu singen, weil in dem Zweikampf, den er mit dem Bariton zu bestehen hatte, er nicht als Inhaber der ersten Partie den Sieg konstatiren habe. Von demselben Künstler erfahren wir, daß die Gewohnheit haben soll, wenn er sich indisponirt fühlt, sein Indisponirt zu betragen, ob er auftreten solle oder nicht. Als Masfina nach London kam, um den „Fauit“ zu singen, ließ er Michael Costa sagen, wenn er zu ihm ins Hotel komme, wolle er ihm sagen, wie die Tempi zu nehmen seien. Damago reißt mit dem Gefolge von neun Personen, und um diesen verhassten Nebenbuhler auszuschicken, hat Masfina sich auf seiner letzten südamerikanischen Tournee mit einem Reisestabe von 10 Personen umgeben. Eine Gesellschaft bestand aus nachfolgenden besoldeten Beamten: einem 1. und 2. Sekretär, einem Koch, einem Kammerdiener, einem Friseur, einem Arzte, einem Rechtskonsulenten, einem Journalisten, einem Agenten und einem Kassirer. Diese

Die Bewohner von Ceylon.

II.

Noch verdienen, um, soweit das Neueste in Betracht kommt, das Bild unserer Singhalesen abzuzeichnen, einer besonderen Erwähnung die Kinder. Man müßte jedes Kunstsinnes bar sein, um nicht diese kleinen nackten Geschöpfe, wie sie sitzend flatterndem Haar und einer die Lungenkraft unserer Kinder verdrängenden Ausdauer hinter dem Wogen des Fremdlinges herrennen, auffallend hübsch zu nennen.

Wer wie könnte man eine edlere Charakterentwicklung von diesen erwarten, denen man schon zu einer Zeit, wenn sie noch züchtig auf einer der beiden Küsten ihrer kleinen Mütter lagen, die Anfangsgründe des Almosensinns einprägte!

Und diese Leute, deren Aeußeres ich im vorstehenden zu schildern versucht habe, also die Singhalesen, sind als echte Vertreter ein Zweig des großen arischen oder indo-germanischen Stammes, sind gegenüber anderen farbigen Völkern unsere ureigenen Verwandten und reden noch heute eine dem Sanskrit verwandte Sprache, deren Wurzeln mit denjenigen des Deutschen u. s. w. übereinstimmen. Es lohnt sich der Mühe, wenn man die Nachkommen der arischen Eroberer Indiens sieht, sich von Zeit zu Zeit Dinge zu wiederholen, die jeder Terzianer meint, die man aber angestrichelt der heutigen Gegensätze zwischen den westlichen und den äußersten östlichen Vertretern des großen Sprachstammes nur allzu leicht zu vergessen geneigt ist. Dieser Volksstamm Ceylon bewohnte, als im grauen Altertum Ägypten, Phönizien, Israeliten dorthin Handel trieben und vielleicht schon die Flotten Salomos vor Zorich (in dem man das heutige Point de Galle vermutet) vor Anker ließen, ist unbekannt. Vielleicht waren es die Vorfahren der wenigen Tausend Veddas, die heute mit der so viel Tausend wilden Ceylonen den romantischen Sojag theilen, die unzugänglichsten Gegenden des Gebirges zu bewohnen. Vielleicht waren es zur Davidarasse gehörige Verwandte der heutigen Tamulen, jener von der Malabarküste erlöschenden Arbeiter, die als gebundene Kulis vom Festlande auswandern heute schon mit etwa 850 000 Köpfen über 30 pCt. der Gesamtbevölkerung darstellen. Als Gesandte des Königs von Travancore vor dem römischen Senat erschienen, mußten schon die Vorfahren unserer Singhalesen auf Ceylon gewohnt haben. Denn nach der Pall-Chronik „Mahawanso“, der Hauptquelle singhalesischer Geschichte, hatten arische Hindu aus dem Norden der Halbinsel südwärts wandernd 516 vor Chr. unter ihrem König Wijaya die Insel erobert und die Urvölkerung vertrieben, theils unterjocht. Um 307 vor Chr. soll dann die Brahmanenlehre durch Buddhas Lehre verdrängt worden sein. Aber es sei gleich hier bemerkt, daß von den pessimistischen, die die Eigenart als unterdrückt verdammen den Anschauungen des Religionsforschers im heutigen einen endlosen Formenkreis darstellenden Buddhismus der Singhalesen nur wenig mehr zu finden ist. Welche Lehre für Individuen und Völker liegt allein schon in der Thatsache, daß, während hart arbeitende Nordvölker rosigere Religionsgebilde schufen, in denen gottbegnadeten Wunderländern die Lehre entstehen und Boden finden konnte, daß das Leben werthlos genug sei, um aus im Nirwana, dem ewigen Nichts, Rettung suchen zu lassen. Zur Zeit der römischen Kaiser, als, wenn auch nicht der unmittelbare, so doch der durch verschiedene Nationen vermittelte Seeweg längs der Küsten Südasiens bis nach China reichte, muß nach einer Beschreibung des Geographen Ptolemäus zu urtheilen die als „Salle“ bezeichnete Insel Ceylon ziemlich gut bekannt gewesen sein. Unter allen fremden Nationen, die des Handels halber Ceylon besuchten, haben unzweifelhaft schon vor Mohammed die Araber die erste Rolle gespielt. Aber erst zwischen dem achten und zehnten Jahrhundert soll jene Massenwanderung arabischer Elemente stattgefunden haben, deren als Mauren (eigentlich Mooren) bezeichnete, sich auf mehr als 150 000 Seelen beziffernde Nachkommen noch heute Mohammedaner sind und sich durch Eigenart der Kleidung, beispielsweise Turban oder hohe Mütze, weniger oder gar nicht, dagegen durch Hautfarbe und Körperbildung von Singhalesen und Tamulen unterscheiden. Während des ganzen Mittelalters haben die Araber, die damals in Ostafrika die Alleinherrscher waren, auch in Südasiens einen sehr großen Einfluß ausgeübt. Ceylon, welches die Araber „Serendib“ nannten, wurde 1340 von dem arabischen Bekehrten Ibn Baluta besucht, der den Adamsberg besah und der heutigen Hauptstadt bereits als „Kalambu“ Er-

wähnung thut. Auch ein päpstlicher Legat namens „Marignola“, der von 1339 bis 1349 Indien und China bereiste, hat Ceylon gesehen und eine Reise von Adamsberg unternommen. Aber erst 1505, nachdem die Portugiesen den Seeweg um das Kap der guten Hoffnung gefunden hatten, erfolgte die erste Landung von Europäern. Das Verhältnis der Portugiesen zu den Eingeborenen war zunächst ein ganz freundschaftliches, sodaß die erste europäische Niederlassung gemäß beiderseitigem Einverständnis gegründet werden konnte. Aber wie so häufig unter ähnlichen Verhältnissen wurde auch durch diese Freundschaft das Ende der Unabhängigkeit angebahnt. Schon unter Albuquerque entstanden Hoffnungen, die 1517 zum Bau des Forts von Colombo führten, des wichtigsten Stützpunktes der 140 jährigen portugiesischen Herrschaft, die sich aber nicht über das unabhängige bleibende Königreich Kandy erstreckte hat. Erst um diese Zeit sollen sich die Veddas aus den besser bewohnten Landstrichen in die Waldgebiete des Nordens zurückgezogen haben. Die 1603 unter Spielberg landenden Niederländer verbanden sich mit Kandy gegen die Portugiesen und eroberten 1658 Colombo. Ihre Herrschaft, während deren der von der Regierung monopolisirte Zinnhandel die hauptsächlichste Einnahmequelle bildete, dauerte ebenso lange wie die portugiesische, nämlich 140 Jahre. 1796 kapitulierte Colombo an die Engländer, die, als Holland wieder frei von Frankreich geworden war, Ceylon ebenso wenig wie die Kapkolonie herausgeben wollten. 1815 wurde Kandy, dessen Bewohner die englische Besatzung überwältigt hatten, zünderobert — ein kleiner Feldzug, der mehr durch den Schanden, den die in den Niederungen überaus zahlreichen Blutzug der englischen Truppen zuzufügen, als durch kriegerische Leistungen hervorragt. Die meeresunfähige Lage Ceylons sowie der wenig kriegerische Sinn seiner Bevölkerung haben es den Engländern ermöglicht, den Eingeborenen verhältnismäßig viel Freiheit zu geben, ohne daß dadurch die Gefahr neuer Aufstände hervorgerufen worden wäre. Aber daß die englische Regierung in ihrer Eingeborenenpolitik besonders erfolgreich gewesen sei, muß geleugnet werden. Anstatt daß eine höhere Kulturstufe der Eingeborenen angebahnt worden wäre, sind die Singhalesen in immer größere, die Einwanderung steigender Elemente, nämlich der indischen Kulis, nach sich ziehende Knechtschaft versunken. Die von alten einheimischen Königsgeschlechtern angelegten Wasserbehälter, deren Herstellung eine beträchtliche Ausdehnung der Reiskultur in jät beinahe unbenutzten, mit Dschungel bedeckten Gegenden ermöglichen würde, liegen heute noch in demselben Verfall wie zu Beginn der englischen Herrschaft. Ceylon, das bald so groß wie Java (und etwas umfangreicher als die drei Provinzen Rheinland, Westfalen und Hessen-Nassau) ist, hatte zu Anfang dieses Jahrhunderts dieselbe Bevölkerungsdichtigkeit wie Java, während diese holländische Insel heute eine siebenfach zahlreichere, dazu viel reichere und wohlhabendere Bevölkerung ernährt. Uebrigens entfallen von den 2 800 000 derzeitigen Bewohnern Ceylons halb so viel auf jeden Quadratkilometer als in Deutschland.

Während Ceylon unter portugiesischer und niederländischer Herrschaft vorwiegend Zinnland, ja, man kann wohl sagen, daß einzige Zinnland der Erde war, hat der 1825 begonnene Kaffeebau schon nach wenigen Jahrzehnten alle übrigen Erwerbsquellen der Insel in Schatten gestellt und diese herrschende Stellung bis ungefähr Anfang der achtziger Jahre behauptet. Seit aber durch den 1869 zuerst beobachteten mikroskopischen Pilz *Hemileia vastatrix* die meisten Kaffeeplantagen zu Grunde gegangen sind, ist an die Stelle des Zinns und des Kaffees der Thee getreten, dessen Anbau in fast unverminderter Ausschließlichkeit gerade jetzt noch immer weiter ausgedehnt wird. Die walte, schon aus voreuropäischer Zeit stammende Kultur der Kokospalme, gemäß deren Ausdehnung man Ceylon als das erste Kokosland der Welt bezeichnen kann, hat dagegen ähnliche Wandlungen nicht durchgemacht.

Die Singhalesen, die mit 1 700 000 Köpfen auch heute noch 60 pCt. der Bevölkerung bilden, sind nicht gerade faul in der mühsamen Bewirtschaftung ihrer die Thäler einnehmenden Reisfelder und verdienen, sobald es sich um den Ackerbau in Niederungen handelt, vor ihren Mitbewerbern, den Tamulen, den Vorzug. Aber sie scheuen die schwere Arbeit in den Kaffeeplantagen und sind bei Pflanzern und Kaufleuten, die meist kräftiger Arme bedürftigen, als träge verachtet. Die mehrfach erwähnte Massenwanderung arbeitsfähiger Kulis, der sogenannten Tamulen, welche sich dann, die Singhalesen verdrängend, im Norden und Osten der Insel festsetzten, stand in engstem Zu-

sammenhang mit der Ausdehnung des Kaffeebaues. Nachdem diese Zuwanderung zu Anfang und Mitte der achtziger Jahre stark nachgelassen und beinahe aufgehört hatte, hat sie neuerdings wieder einen größeren Umfang angenommen, obwohl bei der viel Arbeit, aber auch viel leichte Arbeit erfordernden Theekultur, häufiger als beim Kaffeebau Singhalesen verwendet werden. Die Tamulen, Abkömmlinge der zur Davidarasse gehörigen vorarischen Urvölker Indiens, sind von Hautfarbe etwas dunkler und körperlich etwas kräftiger, als die Singhalesen, ohne jedoch auch nur annähernd die Muskulatur der meisten afrikanischen Negerstämme zu besitzen. Und seltsames Spiel des Zufalls, während die Singhalesen Buddhisten geworden sind, halten die nichtarischen Tamulen noch heute an einer Verballhornung der uralten Brahma-Religion ihrer ehemaligen arischen Vorfahren fest. Allerdings ist der Siwa- oder, wie man hier das Wort ausspricht, Siwa-Kultus der heutigen Tamulen zum reinen Fetischdienst, zur Verehrung von Geistern und ähnlichem Unfug ausgeartet. Auch scheint es, soweit ich mich darüber zu vergewissern vermochte, mehrfache Berührungen von Buddhismus und Siwadienst zu geben. In runder Summe veranschlagt man die Zahl der Buddhisten auf 1 650 000, die der Siwa-Anbeter auf 650 000, die der Mohammedaner auf 180 000 und die der Christen (meist Abkömmlinge von zwangsweise vermittelte der Anquisition bekehrten Katholiken aus portugiesischer Zeit) auf 320 000.

Chinesen, Malayen und andere Völker, die seit uralter Zeit mit Ceylon Handel trieben, sind in kleinen Kolonien dort vertreten, desgleichen Neger und Kaffern, deren Vorfahren einst Skollingsdienste geleistet. Auf 8000 beziffert man die Zahl der mischblütigen, als „Burgers“ bezeichneten Nachkommen von Holländern und Portugiesen, die als Schreiber, kleine Beamte und ähnliches Verwendung finden. Unähnlich den ihre aristokratische Abgeschlossenheit streng aufrecht erhaltenden Engländern haben sich Holländer und namentlich Portugiesen, wo immer sie längere Zeit herrschten, mit den Eingeborenen vermischt, und zwar die Holländer doch immer noch mit ausreichender Vorsicht, die Portugiesen dagegen vielfach derart, daß sie Herrschaft, Hautfarbe und Europäerthum einbüßten. Die Europäer reinen Blutes, die in den Städten, namentlich Colombo, sowie als Pflanzler im Gebirge leben, sollen 6000—8000 sein, der Veddas, welche einige nicht als Ureinwohner, sondern als Singhalesen geringerer Rasse ansehen, etwa 2000.

Unter allen diesen Elementen erkennt man außer den Europäern bloß die Bürger an der Hautfarbe, die Namen dagegen sind derartig nachgedunkelt, daß, wäre nicht die Verschiedenheit der Kleidung, sowie bei den Weibern das Fehlen solch barbarischen Schmuckes, wie die bei den Singhalesen besonders bestanden einseitigen Rasenringe, kein äußerliches Merkmal ihre Sonderstellung andeuten würde.

Kommunales.

Stadtvorordneten-Versammlung.

Sitzung vom Donnerstag, den 11. Oktober.

Der Stadtvorordneten-Vorsteher Stadtv. Dr. Stryg eröffnet die Sitzung nach 5½ Uhr mit einer Reihe geschäftlicher Mittheilungen.

Nach Eintritt in die Tagesordnung wird in Bezug auf die Neuwahl eines Stadtraths beschloffen, die Vorbereitung der Wahl einem Ausschusse von 15 Mitgliedern zu überlassen.

Für die Ausstellung des Bogelschützenvereins Regimth wird ein Ehrenpreis bewilligt.

Mit der Aufstellung eines Organisationsplanes und mit der Vertheilung der Unterhaltungslosten für die erweiterte städtische Wesschule war ein Ausschuss betraut worden. Derselbe erstattet Bericht durch

Stadtv. Wohligemuth: Wenn es auch nunmehr feststehe, führte der Referent aus, daß der Staat die Hälfte der durch die eigenen Einnahmen nicht gedeckten Ausgaben der Anstalt, sowie die Kosten ihrer erstmaligen Ausstattung mit den erforderlichen Unterrichtsmitteln, Webestühlen und Maschinen übernehmen wird, so erscheine doch der Zuschuß von 4000 M., welchen die Interessenten, und von 300 M., welchen die Innungen — es sind deren sieben bei der Wesschule interessiert — übernommen haben, sehr geringfügig. Dagegen wurde

VII.

Auch die folgende Nacht schlief James Young keinen Augenblick. Er hatte sich niedergelegt, doch ruhelos warf er sich hin und her, ab und zu die Worte murmelnd: „Was kann ich thun?“ Was in der That konnte er thun? Das Unglück war da und kein Gott konnte es ungeschehen machen. Und in einigen Monaten wird das Kind kommen, gebrandmarkt als das uneheliche Kind eines gefallenen Weibes. Während er so qualvoll die Nacht verbrachte, nahm ein Gedanke, der ihm schon früher gekommen, festere Gestalt an. Auf jeden Fall mußte der Burche gezwungen werden, das Mädchen zu heirathen. Aber wie? Er war taub geblieben bei den Bitten der Mutter. Was für Mittel blieben noch? Nur eines. Vielleicht veranlaßt ihn die Furcht, das zu thun, wozu das Mitleid und die Pflicht ihn nicht vermochten. Und als er so an die letzte Möglichkeit dachte, erinnerte er sich, daß er unten im kleinen Bücherschrank einen Revolver hatte. Er hatte ihn vor einundneunzig Jahren gekauft, um die Vögel von den Schoten im Garten wegzujagen. Manchen Nachmittag, wenn keine Arbeit war, hatte er auf die Sperlinge gefeuert, ohne je einen Vogel zu schießen, doch der Schreck, die Furcht, hatte die Vögel vertrieben. Vielleicht wird Edgar Woolley aus Furcht seinem Kinde gegenüber seine Pflicht thun. Es lag etwas Verführerisches in diesem Gedanken, er konnte sich nicht mehr von ihm frei machen. Er wollte den Revolver nicht abschießen, ihn nur vor des Schurken Kopf halten. Vielleicht würde dies genügen.

Er stand früh auf und nahm den Revolver aus dem Rasten. Er war geladen. Eine stolze Hoffnung auf das Gelingen seines Planes ergriff ihn. Es war der erste September, und die Glocke schlug gerade sieben Uhr. Seiner Tochter sollte es erspart sein, Mutter zu werden, bevor sie eine „missus“ war. Sein Enkel sollte wenigstens das Recht haben, den Namen des Vaters zu führen. Und sein Mädchen, wenn sie auch nie ihren Gatten sehen sollte — wenn nur die Zeremonie erfolge, das wäre genug. Wie der Ersttinkende sich an dem Strohhalm festhält, weil er glaubt, er rette ihn von dem Tode, so umklammerte James

Ein Drama aus dem Volksleben.

Aus dem Englischen der „Pall Mall Gazette“ von R. B. (Fortsetzung.)

VI.

In fieberhafter Aufregung ging Grace's verzweifelte Mutter zu Led' Woolley. Er beugnete ihr kühl und schien belästigt von ihrem Besuch. Was sollte er mit ihrer Tochter thun? Er wäre schon verheirathet, wie konnte er Grace heirathen? Es war unnöthig, „Was wolle er sonst thun?“ Nichts, antwortete er — sie solle, so gut sie kann, sich damit abzufinden suchen. Schweren Herzens lehrte Frau Young heim, um ihrem Manne die entscheidliche Mittheilung zu machen.

Wenn ein Soldat, der nach beendeter Schlacht von seiner fernem Heimath und seinen Kleinen, die auf der Mutter Schooß spielen, träumt, durch plötzlichen Kanonenschall des siegreichen Feindes aufgestört wird, so ist solches Gewachsen nicht grausamer als das, das James Young nun aufhörte. In den letzten Tagen war das Gespenst, das seine Jugend vergiftet, beinahe in Vergessenheit gerathen. Er hatte sich ganz dem Frieden und dem Glück, das sein Heim ihm bot, überlassen, und in dem Stolz auf seine Tochter hatte er die Schande der Mutter fast vergessen. Und nun! Das schauerliche Gespenst hatte sein Mädchen, dessen Reinheit das Glück und die Heiterkeit seines Lebens gewesen, berührt. Er war vollständig gebrochen.

Die Nacht kam, doch sie brachte keinen Schlaf. Immer und immer hörte ihn sein Weib stöhnen: „Mein armes Mädchen, mein armes Mädchen! Was kann ich machen?“ Am anderen Tage bemerkten seine Kameraden, daß er verärrtet, still und voll qualender Gedanken war. Die Mutter suchte nochmals den auf, der ihre Tochter entehrt hatte, und wurde nochmals zurückgewiesen. Wozu löre sie

ihn wiederum, er könne nichts thun; und damit drehte er sich weg und ließ sie stehen.

James Young, der beständig über das Verhängniß, das ihn getroffen, nachbrütete, sah nur einen Hoffnungsschimmer vor sich. Vielleicht hatte der Kerl gelogen und war gar nicht in Rent verheirathet. Wenn nicht, dann helfe ihm Gott, wenn er das Unrecht, das er seinem Kinde zugefügt, nicht wieder gut macht. Mit dieser schwachen Hoffnung, welche ihn aufs Neue aufathmen ließ, machte er sich auf den Weg zu dem Dorfe, wo nach Woolley's Aussage dessen Weib lebte. Er erfuhr bald, daß der Schurke gelogen hatte. Ein Opfer war da; ein Kind werde bald da sein; aber gefehlich lag kein Hinderniß vor, daß Woolley Grace nicht heirathen durfte. Zwar als der Vater die Verzweiflung der anderen Eltern sah und den Angstruf hörte, der von den Lippen des anderen Mädchens ertönte, vergaß er für einen Augenblick sein eigenes bitteres Weh. Doch seine erste Pflicht galt seinem Kinde; komme, was da wolle, seine Tochter müsse zu einem ehrlichen Weibe gemacht werden. Nachdem er heimgekehrt, machte sein Weib einen letzten Versuch. Edgar Woolley aber wurde heftig, als er davon hörte, daß sein anderes Opfer von seiner Kreulosigkeit unterrichtet sei, und machte dann zögernd das Zugeständniß, daß er fünfzig Schillinge zu Kinderfahnen geben wolle. Mehr wolle er nicht thun; er glaube damit den Verpflichtungen der Vaterschaft vollständig gerecht zu werden. Grace kehrte mit der Mutter heim und stand nun zum ersten Male dem Vater gegenüber. Er empfing sie mit leidenschaftlichen Vorwürfen, sie habe ihre Familie entehrt, ihr Leben zu Grunde gerichtet. Niemals, ach niemals würde er sie lieben können wie ehemals. Und das Mädchen, das die Entdeckung ihrer Lage müthig ertragen hatte, brach nun zusammen. Nicht die Schande, noch die Furcht vor den Schmerzen und der Möglichkeit, das Leben dabei einzubüßen, sondern der Verlust der Liebe ihres Vaters war der schwerste Schlag. Ihr Vater verließ sie in Zorn und sie blieb in Thränen zurück.

*) Abkürzung f. Edgar.

geltend gemacht, daß die sogenannten Interessenten eine freie Vereinigung dieser Fabrikanten bilden und schließlich die Zwecke der neuen Anstalt auch anderweitig fördern werden, zudem aber auch durch das hohe Schulgeld von 300 M. jährlich, welches sie für ihre Söhne und Angehörigen bei Ausbildung in der Webeschule zu zahlen haben, materiell noch mehr zu den Kosten beitragen. Für die bisher von der Stadt unterhaltene Webeschule hätten sie nur 3000 M. jährlich als Beihilfe gespendet. — Der äußerst geringe Beitrag der Innungen wurde damit motiviert, daß die Innungen selten oder nie größere Geldopfer für Schulzwecke brächten. Der Ausschuss habe beschloffen, über diese Punkte hinweg zu gehen, halte es aber für wünschenswert, daß auch in anderen Kreisen das materielle Interesse für die Anstalt erweckt werde. Die Stadt solle die Hälfte der Kosten tragen. Vielfache Bedenken habe der Organisationsplan hervorgerufen, es sei vor allen Dingen des Raturatoriums zu groß erschienen, auch die Zusammensetzung desselben, durch welche Magistrat und Stadtverordnete völlig in den Hintergrund gedrängt werden, ungenügend. Allerdings würde geltend gemacht, daß durch Dinstellung vieler Personen auch das Bestreben, der Anstalt zu dienen, verallgemeinert würde, daß dies besonders bei den Innungsmeistern der Fall sein dürfte, wogegen aber unter schlichtlicher Zustimmung des Ausschusses geltend gemacht wurde, daß ja die Anstalt zum größten Theile für die Innungen errichtet resp. erweitert würde und schon aus diesem Grunde eine Laubheit von dieser Seite gar nicht in Frage kommen dürfe. Demgemäß sei der Organisationsplan abgeändert worden.

In der Spezialdiskussion werden bei einigen Paragraphen des Statuts Änderungen unwesentlicher Natur von einigen Rednern beantragt und angenommen.

Im übrigen wird der ganze Entwurf en bloc angenommen. Der Anschlag des Baracken-Kasernements des Eisenbahn-Regiments bei Schönberg an die Kanalisation von Berlin wird genehmigt.

Einigen unwesentlichen Magistratsanträgen wird debattelos zugestimmt.

Damit ist die Tagesordnung erschöpft. Schluß 6½ Uhr.

Es folgt eine nicht öffentliche Sitzung.

Lokales.

Die Markthalle auf dem Magdeburger Platz geht ihrer Vollendung entgegen; die Schließung des entsprechenden Wochenmarktes und Eröffnung der Markthalle läßt sich in etwa vier Wochen erwarten. Abgeschlossen ist aber hiermit die Versorgung der Stadt mit Markthallen, es würden (die Magdeburger Platz-Markthalle eingerechnet) dann in nächster Zeit acht im Betriebe sein, noch nämlich. Die Louisenstadt jenseits des Kanals, ein Stadtteil mit mehr als 120 000 Einwohnern, bedarf einer eigenen Markthalle. Die Wege aus diesem Stadtteil zur nächsten Markthalle (Nr. VII in der Budower Straße) sind zu weit. Ähnlich liegen die Verhältnisse mit dem Stadttheile Moabit. Auch der äußere nördliche und nordöstliche Umkreis der Stadt (Wedding und Schönhauser Vorstadt) sind schon mit Wünschen hervorgetreten. Allen diesen Forderungen sofort oder überhaupt gerecht zu werden, ist naturgemäß unmöglich; die Dringlichkeit und vergleichsweise Dichtigkeit wie Wachsthum der befestigten Bevölkerung können allein die Reihenfolge bestimmen, in welcher der ruhiger Abwägung aller Verhältnisse diesen Bedürfnissen wie Wünschen Genüge zu thun ist. Es darf auch hierbei nicht aus dem Auge verloren werden, daß die Zentralmarkthalle schon längst nicht mehr in ihrem jetzigen Umfange den Bedürfnissen des in völlig ungehörter Weise in ihr wachsenden Verkehrs entspricht. Hier gestalten sich die Verhältnisse von Monat zu Monat derartig, daß auch hier Erweiterungen in das Auge zu fassen sind. Sie sind unvermeidlich. Das bisher in den acht Markthallen angelegte städtische Kapital beläuft sich auf 17 Millionen Mark. Die Erträge des Markthallen-Unternehmens sind derart, daß Verzinsung und Tilgung des aufgewendeten Kapitals sichergestellt sind; außerdem aber sind die noch weiter hier und da erforderlichen Verbesserungen des Standgeldtarifs ermöglicht. Es ist auch möglich, ohne deshalb die Steuerzahler zu belasten, die notwendigen und dringlichen Erweiterungen des Markthallen-Unternehmens vorzunehmen. Nur muß dies allmählig, nicht sprunghaft geschehen.

Wie fremdes Eigenthum von den Christlich-Sozialen respektiert wird, davon hat die letzte Freitagsvorstellung des Söcker wieder einen recht schlagenden Beweis geliefert. Wir lesen darüber in der „Volks-Zeitung“: Der Louisenstädtische Bezirksverein hatte an eine Anzahl seiner Bezirksangehörigen Anschriften gerichtet, in welchen um Beiträge zu den Kosten für die Landtagswahl ersucht wird. Zur Bequemlichkeit für die Mitglieder war diesen Anschriften eine Postanweisung mit der Adresse des Kassiers beigelegt. Durch ein Versehen des Druckers war nun das Paket mit den Anschriften und Karten, wohlverpackt und verschürt und mit der Adresse des Vereinsvorsitzenden, dem Namen „Löwell“ versehen, bei dem Postier des Bughagen'schen Establishments abgegeben

Young seinen Revolver — seine letzte Hilfe, seine einzige Hoffnung.

Er klopfte an die Thür von Herrn Woolley's Geschäftshaus und wurde eingelassen. Er frug nach Edgar Woolley. Der Bursche kam zur Thür und stand dem erzürnten Vater gegenüber. Mit vor innerer Bewegung zitternder Stimme sagte Young: „Sie wissen, was Sie meiner Tochter zugesagt?“ „Ja,“ antwortete Woolley verdrießlich. „Wollen Sie sie heirathen, um sie vor Entehrung zu bewahren?“ Er erhob seine Stimme und seine Hand umklammerte fester den Griff des Revolvers. „Ich kann es nicht,“ antwortete Woolley nachlässig, und nochmals mit besonderem Nachdruck frug Young ihn: „Wollen Sie meine Tochter heirathen?“ und als Woolley mit erzwungener Kälte „Nein“ antwortet, bricht er heraus: „Sie sind nicht mit der andern verheirathet, ich war dort. Noch einmal, Sie wollen mein Kind nicht heirathen?“ „Nein,“ antwortet Woolley zynisch. In dem gleichen Augenblick, ohne recht zu wissen, was er thut, zieht Young den Revolver und feuert aufs Gerathewohl einen Schuß den Gang hinab. Da stürzt Grace, die den Schuß gehört, die Treppe herunter. „Vater!“ „Geh hinauf, Kind und gehe augenblicklich nach Haus,“ ruft ihr erregt der Vater zu. Woolley flüchtet die Stufen hinauf, Young sendet ihm einen letzten Schuß nach und verläßt das Haus. Seine letzte Hoffnung war zu nichte. Er glaubte nicht, daß er Woolley getroffen. Er hielt sich nicht auf, sondern ging zur Arbeit, ohne sich zu kümmern, was geschehen, aber nicht für einen Augenblick daran denkend, daß er dem Schurken eine Wunde beigebracht hatte.

Thatsächlich hatte die Kugel Woolley in den linken Schenkel getroffen. Grace hörte ihn ausrufen: „Ich bin verwundet“ und dann sah sie ihn die Treppe hinaufstürzen. Er pff, als er hinaufstiege, und verschwand in seinem Zimmer. Dreiviertel Stunden später wurde Doktor Powell geholt und Woolley wurde nach Guy's Hospital befördert, wo er sich augenblicklich noch befindet.

VIII.

So wenig glaubte James Young, daß er etwas Ernsthaftes verübt, daß er seine Arbeit fertig stellte, seinen Lohn

worden. Dieser hatte, in der Annahme, daß die Söcker-Vorstellung die richtige Adresse sei, das Paket an Herrn „Redakteur“ Aschenbrenner übergeben lassen, und dieser muß wohl, trotz Verpöndung und Adresse den Söcker für Löwell gehalten haben, denn der Söcker hatte sofort seinen Hören als ein Erzeugniß „freiwilligen Humors“ einen solchen Brief verlesen und den famosen Wig daran knüpfte, daß die Freiständigen bei ihm auf seine Eigenliebe hoffen dürfen. Als nun aber Herr Löwell am folgenden Tage von Herrn Aschenbrenner das Eigenthum des Vereins zurückverlangte, erklärte der würdige Freund Söcker, das Paket müsse geschlossen sein. Herr Löwells Zweifel daran, daß in einer christlich-sozialen Versammlung etwas gestohlen werden könne, suchte Herr Aschenbrenner damit zu entkräften, daß auch viele Sozialdemokraten in der Versammlung gewesen seien. Dieser Frechheit gegenüber erklärte nun aber Herr Löwell, daß er in sozialdemokratischen Versammlungen stets achtbare und anständige Leute und viel Respekt vor fremdem Eigenthum gefunden habe, dagegen in der christlich-sozialen Freitag-Vorstellung viele zweifelbaste Gesellschaft und „Radabrunder“. Obgleich ein Gegner der Sozialdemokraten, müsse er doch gegen eine solche infame Unterstellung aus das Entschiedenste protestiren. Diesem Protest gegenüber hüllte sich Herr Aschenbrenner in ein sehr bereites Schmelzen, aber von seinem Eigenthum hat der freiständige Verein nur einen bescheidenen Rest — etwa 100 von 450 Einladungen — zurückgehalten. Welches Gezeiter würde sich wohl erheben, wenn freiständige Männer sich einer solchen Handlung schuldig gemacht hätten? Die öffentliche Mittheilung dieses Vorganges durch Herrn Löwell hat übrigens in der freiständigen Wählerversammlung die gebührende Verurtheilung gefunden.

Zur Warnung für Auswanderungslustige. Die „Volks-Zeitung“ erhält folgende Zuschrift:

Radbourne, 26. August 1888.

Als früher langjähriger Leser Ihres Blattes ersuche Sie um gest. Aufnahme nachfolgender Zeilen.

Ich kam vor mehreren Monaten von Berlin nach hier, von einer sehr großen Firma mit dreijährigem Kontrakt, festem Gehalt von 50 Mark per Woche und freier Reise zweiter Klasse engagirt. Da Australien ein Land ist, in dem viele Industriezweige noch wenig oder gar nicht vertreten sind, da ferner die hiesigen Firmen durch die außerordentlich hohen Einfuhrzölle gezwungen sind, die Fabrikation vieler Artikel in ihrem eigenen Interesse selbst in die Hand zu nehmen, so läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß gerade in den nächsten Jahren viele Arbeitskräfte unter gleichen oder ähnlichen Bedingungen nach hier engagirt werden.

Zwecks dieses Schreibens ist es nun, über diese Bedingungen unter den deutschen Handwerkern einige Aufklärungen zu verbreiten.

Ich will nicht sagen, daß man bei dem Gehalt von 50 M. per Woche hier nicht auskommen kann, es ist aber der niedrigste Lohnsatz, der hier überhaupt gezahlt wird, und wenn man bedenkt, daß doch nur erste Kräfte zu solchen Stellungen gesucht werden, so ist entschieden der Lohn ein unzureichender. Die freie Reise mag allerdings für manchen verlockend sein, sobald aber dann das Gehalt ein für hiesige Verhältnisse unzureichendes ist, hat die freie Reise gar keinen Werth und liegt die Sache vielfach so, daß man durch den geringen Lohn die Reise doch selbst bezahlt, ja daß der Chef noch Ueberschuß hat im Vergleich mit den sonst hier gezahlten Löhnen.

Wer nach hier kommen will, möge unter 70 M. pro Woche kein Engagement annehmen. Die Agenten der hiesigen Firmen in Deutschland, die ja eine gewisse Verantwortung ihren Auftraggebern gegenüber haben, nur gute, zuverlässige Leute zu schicken, erzählen alle möglichen Wunderdinge über die Billigkeit aller Lebensbedürfnisse; losse sich dadurch Niemand täuschen, das ist in den meisten Fällen nicht zutreffend und suchen diese Agenten durch solche verlockende Schilderungen nur Leute, die sie für geeignet halten, zur Annahme der Stellung zu bewegen.

Zu bedenken ist ferner, daß man durch Annahme einer Stellung bei niedrigem Lohn sich gleich mit den englischen Arbeitern auf gespanntem Fuß befindet; diese halten sehr auf ausreichendes Gehalt und sind die Deutschen schon dafür versehen, billiger zu arbeiten als die Engländer.

Also frei Reise 2. Klasse, 70 Mark pro Woche und 3 Jahre Kontrakt, das wären die Bedingungen, die ich als die niedrigst annehmbaren empfehle.

Ich schließe daher mit dem Wunsche, daß diese Zeilen eine recht weite Verbreitung und, was die Hauptsache ist, eine noch größere Beachtung in Deutschland finden mögen.

Die Stunden der täglichen Mahlzeiten waren keinesfalls immer dieselben bei dem modernen Menschen, und ebenso wenig ist es gleichgültig, wann wir diese Mahlzeiten für den Tag und für unseren — Magen eintreten lassen. Denn die Mahlzeiten in ihrer regelmäßigen Wiederkehr zergliedern gewissermaßen den Tag, sie bilden wenigstens einen nicht-gerechten Anhalt dafür als die landläufige Berechnung, welche im allgemeinen üblich ist, wobei nicht vergessen werden mag, daß bei dieser Tageseintheilung auch hygienische Gründe, oft ohne daß

einzog und nach Haus ging. Da bemerkte ein Arbeiter, es seien heut seltsame Dinge in Merion geschehen. „So,“ sagte Young abwesend, „was denn?“ „Oh,“ erwiderte sein Genosse, „ein Mann ist erschossen worden.“ Young schreckte auf; es war das erste Mal, daß ihm das Bewußtsein von seiner That kam. Er kaufte sich das „Echo“ und las den Bericht über das Geschehene. Nun wußte er, daß er verhaftet werden würde. Anstatt heim zu gehen, lehrte er um und ging nach Clapham. Dort wickelte er seinen Revolver zu einem Paket ein und warf es ins Wasser. Alsdann dachte er darüber nach, was zu thun. Ein Gedanke drückte ihn sehr. Er hatte in der letzten Nacht heftig und unfreundlich zu seinem Mädchen gesprochen. Armes Kind! Welches auch immer ihr Unrecht war, hatte sie nicht genug gelitten und würde sie nicht durch Andere noch mehr leiden müssen, als daß ihr Vater ihr Weh noch vergrößern sollte? Dieser Gedanke verfolgte ihn unausgesetzt. Er lebte in ein Kaffeehaus ein und schrieb dort an Grace einen Brief, voll von Bedauern über seine Heftigkeit und von überschießender Liebe und Sympathie für sein schwer heimgefügtes Kind. Dann weiter, immer weiter, wo er die vielen Straßen der mächtigen Stadt ohne Furcht, gefunden zu werden, tagelang hätte gehen können, wenn nicht sein entwickelter Familiensinn es ihm unmöglich gemacht hätte, Frau und Kinder ohne Nachricht zu lassen. Die Polizei wußte dies wohl und stellte Geheimpolizisten um sein Haus — ruhig seine Rückkehr abzuwarten. Inzwischen war seine Tochter aus Woolley's Haus ihrer Mutter zugeführt worden und das Mädchen aus Kent hatte in Guy's Hospital eine schreckliche Szene mit Woolley. Tags bevor dieser erschossen worden, war er im Holborn-Stadthaus gewesen, um sich bei einem Beamten nach den Vorschriften der Eheschließung zu erkundigen. Nun mußte alles verschoben werden. Der Vater des Mädchens war sehr krank. Das Mädchen selbst fiel aus einer Ohnmacht in die andere. Die Mutter, welche Woolley nie getraut, sah jetzt ihre schlimmen Befürchtungen eingetroffen.

(Schluß folgt.)

das Individuum davon eine Ahnung hat, dabei ihr Wort zu sprechen. Sehr wenig dienlich ist es, während des Tages Mahzeiten zu weit auseinander zu legen; man hält es für ein Merkmal der Theilnahme an der fortschreitenden Kultur, wenn man während des Tages nicht nur ein- oder zweimal, sondern das in der vielverehrten alten Zeit zu geschehen pflegte, sondern dem Magen büssiger Speisen zuführt. Denn die Völlerei und Gefräßigkeit, wovon uns die Berichte aus den vergangenen Epochen so wunderliche Mär überliefert haben, schwanen erst dadurch allmählig, daß man den Magen gewissermaßen säuberte, indem man ihn daran gewöhnte, bei einer jeden Mahlzeit weniger, dafür jedoch öfter zu essen. Andererseits aber sind, zumal bei Kindern, die zu häufigen Mahlzeiten zu vermeiden, weil der Appetit gänzlich aufgehoben und dafür die Verdauung zu allerhand Leiden anersprochen wird.

Wie verschieden jedoch die Stunden der Mahlzeiten im Laufe der Zeit gewesen, beweisen die Beispiele, welche Kulturleben der Völker darbietet. Im 14. Jahrhundert saßen die Könige von Frankreich um 8 Uhr Morgens zu Mittag, während eben damals früher auf und ging infolge dessen entsprechend früher schlafen. Der immense Fortschritt der Leuchtmaschinen erschoß erst der Menschheit den Abend zu finden, daß die Zeit des Mittagessens in demselben vorwärts geschoben wird. Schon Ludwig XV. von Frankreich besah einen so verfeinerten Geschmack, daß er sein Mittagessen um 2 Uhr Nachmittags einnahm. Heute essen die Franzosen Hauptmahlzeit um 6 Uhr Abends, aber sie rücken dieselbe so weit in die Nacht hinein, daß man in Paris schon dann erst zu Mittag essen wird, wenn die übrige Welt schon den neuen Tag beginnt. Beinahe ebenso ist es in Italien wo heute kein sonnenbarer gebildeter Mensch daran denkt, sechs Uhr an seinem Diner zu gehen, während die Engländer und mit ihr das damalige Alt-England um Vormittags ihren Pudding aß. So weit sind wir in der Landfrucht denn doch noch nicht gekommen, daß wir am Abend unser Mittagessen zu uns nehmen — die Fälle kommen, wo der Einzelne gezwungen ist, seine Mahlzeit wider die allgemeine Gewohnheit zu verschieben.

„Railwayspina“ nannten die englischen Aerzte die gefährlichsten Krankheiten, die, wie es den Anschein hat, durch den Berufskrankheit der Eisenbahnbeamten und von in Betheil der Lokomotivführer sich gestaltet. Erst in neuerer Zeit ist möglich gewesen, über diese sonderbare Krankheit genaue Beobachtungen anzustellen und namentlich der gegenwärtigen arzt in Dalldorf, Dr. Meck, hat bereits vor einiger Zeit Mittheilungen über eine Anzahl derartiger Erkrankungen gesammelt und in ärztlichen Fachzeitschriften veröffentlicht. Die Krankheit zeigt sich in ihren Anfängen gewöhnlich als eines Eisenbahnunfalls, bei dem der Kranke zugegen und von dem Unfall war. Es sind deshalb auch hauptsächlich Lokomotivführer, welche von dieser Krankheit befallen werden, weil sie bei derartigen Unfall nicht nur am meisten der Gefahr ausgesetzt sind, sondern sich diese Gefahr auch ihrer Wachen am deutlichsten einprägt. Die durch den Unfall bedingte hochgradige Erregung scheint die Ursache der Krankheit zu sein, doch scheint eine besondere Gemüthsstimmung, wie sie durch die Erfahrungen auf der Eisenbahn erzeugt wird, der schädlich in einem plötzlichen Schreckens Vorstoß zu leisten; so wird es erklärlich, daß die unter dem Namen „Railwayspina“ stehende Krankheit fast ausschließlich solche Individuen befallt, die viel auf der Eisenbahn reisen; so namentlich auch die amtenpersonal der Büge. Die Krankheit äußert sich durch allmähliche Entartung der Organe des Centralnervensystems, des Rückenmarks und des Gehirns. Ehe diese jedoch erkennbar zu Tage tritt, zeigen sich so seltsame Erscheinungen bei den Kranken, daß die Fremden gewöhnlich sind, diese Kranken für Simulanten zu halten. Die Kranken werden mürbisch, reizbar, in sich gekehrt, haben ganz unverständliche Vorstellungen und sind oft nicht im Stande, die Verhandlungen auszuführen. So kam es bei einem Lokomotivführer, daß ein derartig erkrankter Lokomotivführer mit einem Zuge beinahe durch die Mauern des Bahnhofgebäudes fuhr, weil er infolge seines krankhaften Zustandes Stande war, die Vakuum-Bremse in Thätigkeit zu setzen, dem er den Entschluß hierzu gefaßt hatte. Er wurde Befürchtung eines Eisenbahnunfalls unter Anklage und nunmehr ermittelte man den Beginn dieser Krankheit. Es beweist dieser Fall aber, wie nöthig die ärztliche Verwaltung es haben, ihr Betriebspersonal einer genaueren Beobachtung zu unterwerfen, wenn nicht einmal einen dieser Art erkrankten Beamten schweres Unheil zu werden soll. Andererseits aber sollte diese Krankheit auch ein Anlaß sein, den gegenwärtig meist recht schweren Verlauf einer solchen Erkrankung wenig hoffnungsvoll Kranken geben meist schnell in einem Zustand völliger Abgemüththeit über und zu Grunde.

Nachklang zum Prozeß Reiff. Der Konturschluß zeigt nunmehr die Schlussvertheilung der Masse an. Zu verfügbare Massebestand beträgt 32 321,58 Mark, wozu noch 2136 Mark festgesetzte Vorrechtsforderungen weg zu berücksichtigen sind. Bei der Vertheilung des verbleibenden Bestandes von 30 185,58 M. sind ohne Berücksichtigung der Kontursforderungen in Höhe von 1 063,62 M. berücksichtigen.

Geographier. Am Dienstag Abend trat ein sehr junger Herr im Alter von 26—28 Jahren in das Zigarrengepäck D... L... am Kottbusertor und frug nach dem Besitzer, nannte sich Ingenieur Schmidt und behauptete wäre ein alter Freund desselben. Er frag nach einem Regalia Zigarre, ließ sich mehrere Proben vorlegen und schlieflich 1000 zum Preise von 50 M.; dieselben Mittwoh früh zwischen 8 und 9 Uhr nach seiner Hollmannstr. 42, vorn 1 Tr., gebracht werden. Er sprach, daß er bei Schaffer u. Woller beschäftigt ist, Mittwoh früh schickte der Inhaber des Geschäfts dem nebst Rechnung und instruirte den Boten genau, sich zu event. sollte er Geld oder Zigarren zurückbringen. Der Inhaber beides nicht, er war einem Gauner in den gegangenen. Derselbe nöthigte den Boten in die Wohnung, welcher auch angenommen, beschäftigt war, daß er einen Augenblick Platz zu nehmen, stellte die Zigarren und Nebenzimmer, fertigte den Schreiber ab und schickte dem Brief fort, dann schimpfte er über die Ungehorsamkeit des Schreibers. In diesem Augenblick klingelte es, er hatte Augenblicke Entschuldig. Nach einigen Minuten nach Boten die Zeit zu lang, er horchte an der Thür und wollte zu hören war, öffnete er die Thür. — Der Ingenieur waren verschwunden! Die Wirthin konnte nicht weiter, denn er ist erst am Dienstag Morgen zugezogen. Dort gelassen hat derselbe ein solches, wie man sie selten findet; es ist eine lange, schmale, oben mit Leder eingefast, gänzlich gestickt, vorn kommandirend auf einen Schimmel reitend, im Hinteren fanden sich Bäume. Gefüllt war dieselbe mit alten

Die O der Familie Staatsanwaltschaftliche Vertheilung gegen diese gefunden zu auf eine der Lammen n aus Rechts ausgeführt, gab der W das Gewer möglichen? geber einer mache. In Zeit mittlere Einzu Anhalter O weseine R. Abfall von men habe gefiern über wüsten zu Beamten e sei. Der e Schöfenge L nicht a liefern und Grunde h lung des V des Landg wurde and

Die werden tra Kammer! eung. Es walt über tag. Diei oben mit Leder eingefast, gänzlich gestickt, vorn kommandirend auf einen Schimmel reitend, im Hinteren fanden sich Bäume. Gefüllt war dieselbe mit alten

dem bekannten Olobergesche zum Opfer. Diese Thatsache und die heutigen Verhältnisse überhaupt werden die Organisationsfrage zu einer wesentlich wichtigeren gestalten. Wie es mit der Vorbewegung aussieht, ist uns allen zur Genüge bekannt, Schindlerarbeit und jämmerliche Löhne sind das Prinzip der modernen Metallindustrie, und der Kongress wird zu bestehen haben, welche Maßregeln gegen dieses System zu ergreifen sind. Auch die Befreiung der sozialpolitischen Gesetze ist höchst notwendig und nicht minder die Erörterung einer internationalen Arbeits- und Fabrikgesetzgebung. Die Frauenarbeit ist in unserer Branche nachgerade ein Fallor geworden, mit dem wir rechnen müssen. Vor einigen Jahren glaubte noch Niemand, daß sogar die Klempner durch weibliche Arbeitskraft verdrängt werden könnten, heute haben wir durch die Thatsachen den besten Beweis hierfür. Seit jenem bekannten Streik wurden bei Holz fast nur noch Frauen oder Mädchen beschäftigt, die ihre Arbeiten unter Leitung eines Klempners verrichten. Den jüngeren Kollegen soll durch Schaffung einer Reiseunterstützung etwas geboten werden, damit sie nicht nöthig haben, sich bettelnd von Ort zu Ort durchzuschlagen. Wieder Lust und Liebe zu unserer Bewegung herbeizuführen, um durch deren Macht unsere Lage verbessern zu können, das soll der Zweck des Kongresses sein. Und wenn man uns Arbeiter daran hindert, wenn man unsere Organisationen zerstört, so zeigt man damit, daß man uns davon abhalten will, für uns und unsere Familien in hinreichender Weise zu sorgen. Die Fabrikanten erfreuen sich einer ausgedehnten Organisation, während wir Arbeiter ihnen nichts entgegenzusetzen können und daher jedesmal unterliegen. Die Organisation ist die erste Grundbedingung zur Andahnung einer Zeit, wo der Wohlstand jedem lacht und aus Geist und Leidesthränen lebensfähige Menschen macht. (Lebhafter Beifall.) Darauf erhält Herr Günther das Wort; derselbe spricht sich in warmen Worten für die Beschäftigung des Kongresses aus, der immerhin eine große Bedeutung für die Metallarbeiter habe. Die Organisationsfrage sei eine sehr schwierige, wie die Erfahrungen beweisen. Er habe sich damals gegen die Schaffung einer Zentralorganisation, in welche alle lokalen Vereinigungen der verschiedenen Branchen aufgehen sollten; ausgesprochen; die Mehrzahl der Kollegen habe jedoch anders gedacht und so sei die bestandene Zentralisation auf dem Kongress zu Grabe geschickten worden, deren Auflösung dann auf Grund des Ausnahmefalles erfolgte. Auf dem früheren Standpunkt siehe er auch heute noch und deshalb könne er einer Organisation, wie der bestandenen, nicht zustimmen. Dennoch lasse sich wohl etwas für die Gesamtheit schaffen, wenn man die Erfahrungen der letzten Jahre dem Neubau zu Grunde lege. Ein Industriezweig ohne Arbeiterorganisation sei auf die Dauer unmöglich; er gleiche einem Schiffe, das ohne Steuer und Ballast sich auf offener Meere befinde. Heute habe der Arbeiter keine Stimme, diese solle ihm durch die Organisation der Gewerkschaft zu Theil werden; den Vereinigungen der Arbeiter müsse die Verbindungen der Arbeiter entgegengestellt werden. — Herr Venada ist der Meinung, daß die Gewerkschaft wenig Bedeutung habe und in Berlin kaum noch nöthig sei. Man könne die Arbeiter in anderer Weise besser aufklären. Mit dem Indifferentismus sei es weniger schlimm, als mit den bekannten Kaufmannsparaphrasen, welche zu jeder Zeit angewandt werden könnten. Wenn wir nun wirklich den Kongress beschließen und dort eine Organisation schaffen, dann kann irgend ein feindlicher Staatsanwalt — hier löste der überraschende Beamte die Versammlung auf Grund des bekannten § 9 auf. — Erstaunt über diese Auflösung räumten die Anwesenden den Saal.

Fachverein der Tapezierer. Am 8. Oktober tagte in Feuerstein's Salon, Alte Jakobstr. 75, die erste Generalversammlung des Fachvereins der Tapezierer, welche gut besucht war. Auf der Tagesordnung stand: 1. Vorträge über die Nothwendigkeit einer gewerkschaftlichen Organisation. Referent: Kollege Waddelberger. 2. Vorstandswahl und Wahl von 2 Revisoren. 3. Vereinsangelegenheiten. Fragekasten. Kollege Wildberger legte in klaren Worten den Werth und die Nothwendigkeit einer Arbeiterorganisation klar, die aber nicht auf der Waage der Gewalt, sondern auf der Waage der Wissenschaft und Ueberzeugung abgemessen wird. Man könne heute allerdings nicht mit jenen kühnen Hoffnungen vor die Massen treten und eine Zentralisation der Fachvereine beschreiben, die in materieller Hinsicht ihren Mitgliedern das zu bieten im Stande wäre, wie dies die englischen Gewerkschaften schon seit lange und auch heute noch ungehindert thun dürfen. Aber man dürfe immer noch lähn behaupten, daß unter den gegebenen Verhältnissen eine selbstgeschlossene Vereinigung zu den absoluten Nothwendigkeiten gehöre. Auch die schwächste Organisation ist ein vollständiger Anarchie vorzuziehen, denn eine Anarchie ist überall da vorhanden, wo nicht ein festes Band alle Gewerkschaften umschließt. Ferner kam der Vortragende auf die Rolle der Fabrikanten zu sprechen und geistelte dieselben mit scharfen Worten. Dieses Vorgehen nennen die Herren Fabrikanten Anarchismus; bei den Arbeitern würde man es Streik nennen. Ein größeres Recht zu dergleichen Vereinigungen haben die Arbeiter; denn wer tagtäglich das erst ertragen muß, was er zum nothwendigsten Lebensunterhalt gebraucht, dem kann man sicher nicht verdenken, wenn er seine Lage zu verbessern sucht. Zum Schluß für e Redner noch an, daß sämtliche Mitglieder zu agitieren hätten; daß jeder, der als Gehilfe in Berlin wohnt, Mitglied des Fachvereins wird und seine Haltung in der Werkstatt den Grundfragen des Vereins erpöft. (Bravo.) Punkt 2 betraf die Vorstandswahl. Zu Punkt 3, Vereinsangelegenheiten, wurde beschlossen, daß nur der Vorstand berechtigt ist, Versammlungsberichte an die Tapeziererzeitung zu schicken, nicht aber der Redakteur selbst solche zu bringen hat. Zum Schluß brachte der Vorsitzende ein dreifaches Echo auf den neuen Verein aus. Die nächste Versammlung findet am Montag, den 29. Oktober in demselben Lokal statt.

Allgemeine Frankens- und Sterbekasse der Metallarbeiter (C. S. 29, Hamburg) Filiale Berlin I. Mitgliederversammlung am Sonntag, den 13. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr, Lichtfelderstr. 8. (Restaurant Winter). Tagesordnung: A. Kassendruck. B. Abrechnung des stattgefundenen Sommerfestes. C. Verschiedenes. Die Mitglieder werden ersucht, recht zahlreich zu erscheinen. — Ferner den Mitgliedern zur Kenntniß, daß der Bevollmächtigte P. Rumb seine Wohnung nach Barutherstr. 11, vorn 3. Etage, verlegt hat.

Allgemeine Frankens- und Sterbekasse der deutschen Drechsler u. s. w. (C. S. 86 Hamburg), Verwaltungsstelle Berlin A. Mitgliederversammlung am Sonntag, den 14. Oktbr., Abends 10 1/2 Uhr, bei Säger, Grüner Weg 29. Tagesordnung: 1. Geschäftliches. 2. Kassendruck. 3. Verschiedenes. Diejenigen Mitglieder, welche ihre Beiträge beim Kassier Albert Schulz bezahlen, werden ersucht, alle am Blage zu sein.

Ganz- und Kleinfach-Unterstützungs-Verbandes der Schneider und Geradenen am Sonntag, den 14. Abends 7 Uhr, Grenadierstr. 33. Alle Freunde und Gönner sind freundlichst eingeladen.

Vereinigung der Drechsler Deutschlands, Ortsverwaltung II (Stoßbrände). Mitgliederversammlung Dienstag, den 16. Oktober, in Deigmüller's Saal, Alte Jakobstraße 49a. Tagesordnung: 1. Geschäftliches. 2. Vortrag des Herrn Dr. Ganz über das Thema: Wie schützen wir uns vor Krankheit in hunderten Tagen nach den Grundfragen der Naturheilkunde. 3. Kassendruck. 4. Verschiedenes und Fragekasten. Aufnahme neuer Mitglieder.

Gesang-, Turn- und gesellige Vereins am Freitag, Abends 9 Uhr bei Aktina Dresdenstr. 40, Kaiserlicher Männergesangverein am Sonntag, den 14. Oktbr., in der Schönbauer Allee 28. — Gesangverein „Pausbeutel“ Abends 8 1/2 Uhr im Restaurant Hensel, Alexandrinenstr. 15. — Liedertafel der Maler Berlins“ Abends 9 Uhr im Restaurant Kleine, Brandenburgstr. 60. — Gesangverein „Hörtesches Doppel-Quartett“ Abends 9 Uhr im Restaurant Aufhold, Land-

bergerstraße 31. — Gesangverein „Fortschritt“ Abends 9 Uhr im Restaurant, Blumenstraße 46. — Gesangverein „Ostia“ Abends 9 Uhr Dresdenstr. 85 bei Gustavus. — Duppert'sche Sängervereinigung „Harmonie“ Abends 9 Uhr bei Nief, Weberstraße 17. — Gesangverein „Bouvardia“ (Männerchor) Abends 8 1/2 Uhr im Restaurant „Teutonia“, Belfortstraße 15. — Liedertafel des Fachvereins der Steinträger Berlins, Abends 8 1/2 Uhr Minierstr. 86, Uebungsstunde. — Gesangverein „Ohne Sorge“ Abends 8 1/2 Uhr, Budower Garten. — Berliner Turngenossenschaft (V. Männerabtheilung) Abends 8 1/2 Uhr in der städtischen Turnhalle, Wasserhorststraße 31. — Turnverein „Hosenhaide“ (Männer-Abtheilung) Abends 8 1/2 Uhr Diefenbachstraße 60/61. — Turnverein „Froh und Frei“ (Männerabtheilung) Abends 8 1/2 Uhr Bergstr. 57. — Wissenschaftlicher Verein für Koller'sche Stenographie. Abends 8 1/2 Uhr im Restaurant Bietzen, Dorotheenstr. 31, Unterricht und Uebungsstunde. — Allgemeiner Arends'scher Stenographenverein, Abtheilung „Vorwärts“, Abends 8 1/2 Uhr im Restaurant Koll, Mariannenplatz 11. — Arends'scher Stenographenverein, Apollonbad“ Abends 9 Uhr im Restaurant, Segelstr. 30. — Verein ehemaliger Dr. Doebelin'scher Schüler“ Abends 9 Uhr im Restaurant Arebs, Friedrichstr. 208. — Voigt'scher Dilettanten-Orchesterverein. Abends 8 1/2 Uhr Uebungsstunde im Restaurant Lehmann, Alexandrinenstr. 32. — Bithereverein „Aberweilchen“ Abends 8 1/2 Uhr im Restaurant „Wahlstatt“, Belle-Alliancestraße 89. — Rauchklub „Westend“ Abends 9 Uhr im Hohenzollernparken, Stoglyerstr. 27. — Rauchklub „Weichselblatt“ Abends 8 1/2 Uhr im Restaurant, Stalitzerstr. 147a.

Kleine Mittheilungen.

Breslau. Die „Schlesische Zeitung“ schreibt unterm 9. d.: Der ganze Raum der Sudeten war gestern mit Schnee bedeckt. Sonnabend fiel auch in der Gegend von Bälz der erste Schnee. Nachdem am Sonnabend Abend und die Nacht hindurch in Neustadt Regen mit Schnee vermischt gefallen war, zeigten sich am Montage die Berge im winterlichen Gewande. Bei der kühlen Temperatur blieb der Schnee auch Montag den ganzen Tag über liegen. Die Berge bei Biegenbals sind fast mit Schnee bedeckt. Sonnabend Abend fiel auch in Woißschil der erste Schnee, welcher sich in starken Flöden einstellte und erst durch nachfolgenden Regen weggeschwemmt wurde. Auch die Berge der Grafschaft Glatz waren Sonntag früh allesamt stark mit Schnee bedeckt, ebenso die sämtlichen Höhen des Culengebirges. — Ueber den Schneefall im Riesengebirge bringt dasselbe Blatt folgende Nachrichten: Unser Hochgebirge zeigt sich seit gestern Nachmittag zum zweiten Male in diesem Herbst in winterlichem Schmuck, und zwar liegt der meiste Schnee auf der Krone, im Neizergrunde, auf der Seiffenlehne und am Rande des Großen Teiches. Die Temperatur im Thale stand noch heute früh 7 1/2 Uhr auf dem Nullpunkt.

Mühlhausen. Ein Einjährig-Freiwilliger, der verheirathet und Vater von acht Kindern ist, befindet sich seit dem 1. Oktober unter der Garnison Mühlhausen. Es ist ein Witth aus Pflüt, der jung, sehr jung eine Wittwe mit Kindern geheirathet hat und dessen Ehe mit derselben wiederum mit Kindern reich gesegnet war. Das Dircien beim Militär (schon derselbe von Jahr zu Jahr hinaus, und als der Zeitpunkt kam, wo dies unbedingt geschehen mußte, da wandte er sich an die höchsten Behörden um Freigabe seiner Person. Seine Bitte hatte aber keinen Erfolg.

Damm. Uebel wurde am 7. d. M. einem hiesigen Sonntagstreiter mitgetheilt; derselbe unternahm einen Spazierritt nach dem benachbarten Dre W. Während er sich hinter einem guten Glase Bier göttlich that, benutzte ein Schall die Geleperheit, um auf dem Sattel seines vor dem Hause stehenden Rosses ein Gläschen mit flüssigem Veim zu entleeren. Was der Wirthbold erreichen wollte, war ihm gelungen, denn unser Ritter mußte zu Hause im Sattel vom Pferde gekoben werden, so hatte der Veim gewirkt.

Kiel. Das Brodengespens wurde am 7. d. früh 8 Uhr in Kiel beobachtet. Der Beobachter befand sich auf der freien Plattform eines Thurmes nördlich der Stadt, von seinen Nebeln umgeben, die unverhüllte Sonne im Rücken und vor sich zu seinen Füßen ein Nebelmeer, welches alle Niederungen, den Hafen und die Stadt selbst verdeckte. Da sah er den Schatten des Thurmes und darüber sein Schattenbild in scheinbar riesiger Größe auf die Nebelfläche gezeichnet, seinen Kopf von farbigen Ringen umkränzt.

Gafel. Ueber die jüngsten Ueberschwemmungen in der Schweiz theilt die Basler „Nat.-Ztg.“ noch folgende Einzelheiten mit: „In den Ufern der Ergolz fanden mehrere Uferschäden statt. Die Frenke ist in den beiden Ortshöfen Niederdorf und Hölstein aus den Ufern ausgetreten. Durch Anhängen von Lannen sammt den Ästen suchte man das Angreifen der Ufer zu verhindern. In Niederdorf lief das Wasser auf die Straßen und den Bahnlörper der Waldenburger Bahn, ebenso in Ställe, Keller und Wohnungen. Der Verkehr der Bahn wurde eine Strecke weit durch Weidesubtrweil eristet, da die Schienen sukzessive unter Wasser standen. Am 3. Oktober konnte der Abendzug wieder ungehindert passieren. Auch von Erdstürzen wird berichtet. Der Rhein wuchs am 4. d. M. derart an, daß eine Ueberschwemmung des Rheinweges während der Nacht beschäffigt wurde. Die Wellen schlugen bereits auf das Trottoir, als der Pegel eine Wasserhöhe von 143 Metern zeigte.“ Aus der Dischweiz berichtet der Nordschäfer Vot: „Die letzten Regentage haben den Rhein wieder stark zum Steigen gebracht. Schon am Sonntag wurde in Nader, Altach und Bauern ein neuer Dammbrech beschäffigt. In Eohennens kamen Nachtis um 1 Uhr ganze Triebe gestüchtes Vieh an. Am Mittwoch Vormittag wurde die noch nicht gut vermauerte Einbruchsstelle bei Nader von den wilden Wassern geöffnet und das ganze Thal bis zur Seelech unter Wasser gesetzt. Abgesehen von einer weiteren Versandung der Ufer ist der Schaden an den Kulturen nicht mehr groß, da ohnehin das Meiste vernichtet war. Auch Schaffhausen hat die Wasserfluth verspürt. Zwei Quartiere der Stadt wurden durch die Durchfluth bedroht, die Unterstadt und das Mühlenthal. Der Rhein begann den Quai zu bespülen. Der Bodensee ist vom letzten Mittwoch auf Sonnabend um 21 Zentimeter gestiegen.“ Das „Vaterland“ schildert die Verheerungen in der Westschweiz: „Nachdem es in Lausanne den ganzen Nachmittag am 2. Oktober geregnet, entlud sich Abends über Stadt und Umgebung ein Gewitter, welches ununterbrochen von Abends 6 Uhr bis Morgens 3 Uhr dauerte. Es währte nicht lange, so kamen von verschiedenen Seiten schlimme Nachrichten aus der Umgebung. Die mit so vieler Mühe entsumpft Gegend zwischen Orge und Voerdon ist wieder ganz unter Wasser. Auf der Linie Challens-Lausanne ist außerhalb der Stadt das Geleise mit Sand und Gesteine bedeckt, der Verkehr eingestellt. In Valenz stand das Geleise fast einen Fuß tief unter Wasser. In Lausanne selbst war es der sonst so zahme Rhon, welcher die Bevölkerung den ganzen Tag über in Angst und Schrecken hielt. In der Rue du Nord war der hoch angeschwollene Bach aus seinen Ufern getreten. Verschiedene Bauten schienen in größter Gefahr. Um 9 Uhr wurde das Bataillon der Sappurskompiers aufgedoten, hauptsächlich um in der Rue du Nord den wilden Fluthen Abzug zu verschaffen und eine sehr zu befürchtende Stauung zu verhüten. Du jedoch der Regen nicht nachließ und die Gefahr immer größer schien, wurden um halb 3 Uhr die städtischen Truppen vom Genie und der Artillerie einberufen. Bei dieser außergewöhnlichen Kraftanwendung der Bevölkerung trat eine Wendung zum Besseren ein. In der Richtung nach Vivis sind mehrere Nebberge total vernichtet und verwüstet.“

London. Es giebt wohl niemanden in London, der nicht gestern Morgen des Sonntagsblatt in der festen Erwartung in die Hand nahm, daß Jod der Ausschläger für neuen Nord gesorgt hätte. Dieser Glaube war so allgemein verbreitet, schreibt man der „Nat. Ztg.“ unter dem b. M., daß Sonnabend Abend der verhältnißmäßig große Schwall der Whitechapelmorde von Polizisten in Uniform, Mitgliedern des Ueberwachungsamtes und Neugierigen aller Art förmlich bedeckt war, während andererseits die beabsichtigten Opfer, die Straßendirnen, ständig fehlten. Trotz der Gesichtlichkeitsproben, welche Ausschläger abgelegt, hält man ihn also doch der Dummheit fähig, sich ohne Zweck und Ziel der Gerechtigkeit auszulassen. Die Briefe, die er an die Central News geschrieben, die großen Familien angeschlagen, ohne natürlich eine Entschuldigungsverantwortung; dabei aber war man so geschweigt, ein vom Ausschläger unterzeichnetes Telegramm am vorigen anzunehmen, ohne den Ueberbringer sofort verhaften zu lassen. Das General-Polizeiamt hat sich übrigens zu zwei Maßregeln verhalten; erstens hat es das Ministerium in Kenntniß gesetzt, daß die Ausschläger sich an die Polizeiregeln nicht angeschlossen, und zweitens hat es die Ausschläger sofort verhaften zu lassen. Die Ausschläger sind in der Gegend von Whitechapel, die dort die Ausschläger sich die merkwürdige Thatsache heraus, daß London im Jahr eine Menge Personen, besonders des weiblichen Geschlechts, verschwinden. Behufs der Identifizierung der haben sich Hunderte von Wärrern eingestellt, die ihre Namen aufschrieben. Oft fällt das Verschwinden mit irgend einem Unfälle zusammen. Als die „Prinzeß Alice“ auf der mit 500 Passagieren unterlag, benutzten viele Schuldner unglückliche Ehefrauen die Gelegenheit, als todt vom Schiff zu verschwinden, was sie natürlich nicht hinderte, bald anderswo aufzutauhen.

Alexandrien. Der Nil ist während der letzten 30 Jahre gefallen und ist jetzt noch niedriger als je während der letzten 100 Jahre. Die Lage ist, d. n. „Times“ zufolge, sehr bedauerlich, daß ein großer Theil der Bevölkerung Oberegypten einer Hungersnoth nicht entgegen kann.

Vermischtes.

Auf dem Dominium A., in einem der Stadt nachbarten Kreise, war vor einigen Tagen ein Kammerjäger, der zur Vertilgung der vielen Ratten und Mäuse gelehrt hatte. Da diese Maßregel wiederholt werden mußte, übergab der Kammerjäger der Gutsbesitzerin ein Töpfchen mit einem unter dem ausdrücklichen Befehl, es enthalte Erde zu vergraben, oder es an einem Orte zu verbergen, sonst keine unberufene Person hinkomme. Diese Weisung wurde nicht befolgt, sondern das Töpfchen in einem Küchenschrank aufbewahrt. Vor einigen Tagen wurde nun auf dem Gute ein Arbeiter, der die Gutsbesitzerin aus dem Hause vertrieben hatte, von dem Kammerjäger zu rückgelassen hatte; man fand das Töpfchen in der Erde und machte die Entdeckung, daß man an Stelle des Töpfchens ein Brod genommen hatte. Sofort wandte man gegen den Arbeiter ein Verbot an und schickte nach der Stadt zu zwei Ärzten. Es war höchste Zeit, denn mehr als zehn Personen schwanden in Folge der Giftdosis ab. Die Ärzte waren bald zur Stelle und ihre Bemühungen gelang es, glücklicher Weise alle Kranken am Leben zu erhalten.

Die Humoresken der Hochzeitsreise sind um neuen Beitrag vermehrt worden. Am Vorabend der in Dresden abgehaltenen Schuldirektoren-Versammlung auf dem Perron des böhmischen Bahnhofes ein Diner der Sebnitzer Gegend, um mehrere Chemnitzer Kollegen zu erwarten. Der Zug brachte auch die erwarteten Freunde mit ihnen einen Kollegen aus einem kleinen Städtchen des Erzgebirges, den der Sebnitzer schon so viele, viele Jahre gesehen hatte. „Grüß Dich Gott, alier Freund“, rief er zu einem der anderen an, „das ist recht, daß Du auch gekommen bist, nun sage mir vor allen Dingen, wie ist es denn mit der ganzen Zeit daher gegangen?“ — „Na, wie soll's gegangen sein?“ meinte der Schulmeister von der Schneepitze, „ich habe Jahre dabei, bis ich mich gestern verheirathet habe, meine Hochzeitsreise mache.“ — „Na, da gratulire ich dir, aber wo ist denn Deine liebe Frau?“ — „Ist sie denn noch im Kopfe?“ — „Ne, nee“, war die im reiferen Alter gegebene Antwort, „nee, nee, sie ist im Grab geblieben, denn siehste, Fritz“, meinte sie, „die Beede wird die Hochzeitsreise zu lustig, mach' sie allein!“

Die Schädeluntersuchungen, welche in der letzten Zeit in Wien an den Köpfen berühmter Männer vorgenommen worden, sollen dort auch in der Folge bei Gelegenheiten der Erbummung hervorragender Künstler fortgesetzt werden. Schädel von Haydn, Beethoven und Schubert sind besonders sorgfältig untersucht worden, eine Vergleichung der vorgefundenen Merkmale wurde jedoch einer Vergleichung vorbehalten, wo das Material, soweit es zugänglich ist, vorliegt. Die Vergleichung erst wird das Endresultat der Untersuchungen ergeben. Heute ist die Frage noch offen, ob es sich um einen positiven oder negativen Ergebnisse handeln wird, mit anderen Worten, ob die gruppenweise gestellten Schädel gemeinsame Merkmale aufweisen, welche die Geistesfähigkeit als charakteristisch anzusehen ist. Gruppe der Musiker fehlt noch der Schädel Gluck's, der huminirt gleichfalls geplant ist. Mozart's Schädel ist bekannt, nicht zur Untersuchung gelangt, denn das Material welches die sterblichen Ueberreste ausgenommen hatte, weitere Suche nach Mozart resultatlos erscheinen, da Grab mittlerweile bereits zweimal belegt worden ist. Ein großes Interesse sehen die Kraniologen der Gelegenheit, wo eine Untersuchung des Venau'schen Schädel vorgenommen wird. Nicht minder erregt auch der Schädel Haydn's großes Interesse, da in neuerer Zeit von der Erbummung Haydn's berichtet wurde, welcher auf dem Wärrerhofe ruht, die Rede ist.

Telegraphische Depeschen.

(Wolff's Telegraphen-Bureau.)
New-York. Donnerstag, 11. Oktober. Auf der im Lehighthale in Pennsylvania stehenden gestern aufgefundenen, die mit Personen, welche einem katholischen Priester beigezogen hatten, besetzt waren. Der fahrplanmäßige Zug in zwei Hüge getheilt worden, der nachfolgende Zug fuhr vorausfahrend auf. Mehrere Wagen wurden vertrieben, Zahl der Personen, welche bei dem Unfall das Leben verloren, wird auf 40 angegeben.
New-York. Donnerstag, 11. Oktober. Bei dem Bahnunfall in Pennsylvania sollen nach den neuesten Nachrichten 60 Personen getödtet und etwa 100 Personen verwundet sein.
London. Donnerstag, 11. Oktober. Nach einem eingegangenen Telegramm aus New-York steht die Petroleumraffinerie in Flammen. Der für Europa bestimmte Hamburger Petroleumdampfer „Gais“ ist ebenfalls gerathen. Weitere Details fehlen noch.